UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01927650 0

Welfen-Anekdoten

::: gesammelt :::
und herausgegeben

von

Rudolf Eckart

Druck und Kommissionsverlag
H. Sievers & Co. Nachf. (F. W. Goebel)
Braunschweig

Die Anekdote ist volkstümliche Geschichte: sie erzählt kürzer, sie beleuchtet ihre Helden mit einem Blitzlicht, aber sie charakterisiert oft trefflicher, als der gewissenhafteste Forscher. Wie der Held in der Anekdote lebt, fromm und bieder, wahr und offen, oder das Gegenteil, so lebt er im Volke fort, und es wäre vergebliches Bemühen des Hofgeschichtsschreibers, die Volksüberlieferung berichtigen zu wollen. Darum ist die Anekdote, die uns intime Züge der Großen verrät, die unsern Herrscher im Verkehr mit dem Volke schildert, von ganz bedeutendem Werte.

Professor Dr. Wichner.

„Die Anekdote, die uns durch die Fenster in die Privatgemächer und durch den Busch in den abgesperrten Teil des königlichen Parkes gucken läßt, gibt uns die erfreuliche Gewißheit, daß auch die Größten und Mächtigsten dieser Erde unsere Brüder, daß sie Menschen sind. Ist alles königliche Zeremoniell darauf berechnet, uns Ehrfurcht einzuflößen und in Bewunderung ersterben zu lassen, so will die Anekdote, wo sie Sage ist, so recht aus dem Herzen des Volkes geboren, das Recht der Liebe wahren."

Graf Heinrich von Schwaben

mit dem goldenen Wagen, gest. cr. 934, Sohn Ethikos II.
Vermählt mit Beate von Hohenwart.

Heinrich, ein Sohn Ethikos und Enkel Welfs I., des Stifters des Welfenhauses, war Fürst zu Altorf und Ravensberg. Schon früh begab er sich an den Hof des Königs Ludwigs des Deutschen und gewann dort schnell die Zuneigung des tapferen Fürsten, der seinen Mut und sein gefälliges Wesen zu würdigen wußte. Da Heinrich ehrgeizig war, genügten ihm die väterlichen freien Besitzungen nicht, und so griff er, wie erzählt wird, zu einer List, um Herr eines bedeutenderen Gebiets zu werden.

Einst bat er den König, scheinbar im Scherze, er möge ihm doch soviel Land in Bayern zu Lehn geben, wie man an einem Tage mit einem goldenen Wagen umfahren könne. Der König gab lachend seine Einwilligung dazu, teils, weil er glaubte, Heinrich, der noch nicht Herr der väterlichen Güter war, würde wohl schwerlich einen goldenen Wagen kaufen können, teils, weil er überzeugt war, daß mit einem so schweren Fuhrwerke nicht viel Land an einem Tage umfahren werden könne. Aber Heinrich hatte seine Bitte anders aufgefaßt. Er ließ an einem gewissen Tage in mehreren Orten des Landes frische Pferde

bereit halten, bestieg einen leichten Jagdwagen und umfuhr auf demselben mit einem goldenen Wagen, den er bei sich trug, eine ansehnliche Strecke von Südbayern. Ludwig konnte oder wollte sein gegebenes Wort nicht zurücknehmen und belehnte seinen Günstling wirklich mit dem ganzen Gebiete. Dies geschah im Jahre 860. Auf diese Weise wurde Heinrich der erste Herzog in Südbayern.

Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig,

geb. 1129, gest. 1195, Sohn des Herzogs Heinrichs des Stolzen von Bayern. Vermählt in erster Ehe mit Clementine von Zähringen (Baden), in zweiter Ehe mit Mathilde von England.

Als im Jahre 1154 König Friedrich I., der Rotbart, einen Zug nach Rom unternahm, um sich vom Papste Hadrian IV. zum Kaiser krönen zu lassen, befand sich auch Heinrich der Löwe in seinem Gefolge. Teils der nahen Verwandtschaft (Heinrichs Vater und Friedrichs Mutter waren Geschwister), teils seines ritterlichen Mutes wegen stand der Herzog beim König in hohem Ansehen, und der eben begonnene Römerzug sollte das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden Fürsten noch inniger gestalten. Kaum hatte sich Friedrich I. von der Peterskirche in Rom, wo er am 18. Juni 1155 vom Papste mit der Kaiserkrone geschmückt war, nach dem hart vor dem Tore aufgeschlagenen Lager der Deutschen begeben, als die

Römer zu den Waffen griffen, die in Quartieren der großen Stadt zerstreuten, meist mit Gebet oder der Aufsuchung von heiligen Stätten beschäftigten fremden Ritter überfielen und niederschlugen, die Tiberbrücke einnahmen und gegen das Feldlager hinausströmten.

Die äußerste Spitze des Lagers, der Mauer Roms zunächst, hatte Heinrich der Löwe inne. Ihm galt der erste Anfall der Römer, die der deutschen Herrschaft überdrüssig waren. An der Spitze des sächsischen Gefolges warf sich Heinrich den Aufständischen entgegen, trieb sie zurück und sprengte den wirren Knäuel der Flüchtenden in den Tiber. Aber er vereitelte nicht nur durch dieses ritterliche Streiten den Überfall des Heeres, sondern es gelang ihm auch, im Kampf auf der Tiberbrücke das Leben seines Kaisers zu retten. Diesen hatte sein Streithengst aus dem Sattel geschleudert, und er geriet, von seiner Tapferkeit fortgerissen, so ins Gedränge, daß die ganz von ihm abgeschnittenen Seinigen ihn schon verloren gaben, und er selbst, fast ohne Hoffnung, sein Leben nur noch so teuer als möglich zu verkaufen suchte.

Da stürmte Heinrich wie ein wilder Leu in die den Kaiser umringenden feindlichen Scharen. Blitzschnell fielen seine Hiebe, deren jeder einen Feind niederschmetterte. In wenig Augenblicken hatte er sich eine Gasse gebahnt, durch welche seine tapferen Braunschweiger ihm folgen und den bedrängten Kaiser befreien konnten. 1166 Römer sollen ihre Kühnheit mit dem Leben gebüßt haben; die übrigen flohen. Heinrich traf ein Hieb ins Gesicht, dessen Narbe er zeitlebens trug. Der Kaiser selbst nahm ihm den

Helm vom Kopfe und strich ihm das Blut aus dem Antlitz. Dankend erteilte er Heinrich auf der Stelle die Macht, nach Gefallen die Länder der Wenden zu erobern, sie zum Christentum zu bekehren und mit königlicher Gewalt in den eroberten Besitzungen zu schalten und zu walten.

Unter Heinrich dem Löwen wurde zu Braunschweig ein großes Turnier gehalten. Daselbst besiegte Thedel von Wallmoden, genannt der „Unversehrte", alle Turnierhelden, und auf Anraten der Neider steckte nun Heinrich der Löwe am folgenden Tage auf dem Kirchwege sich heimlich eine leichte Feder in die Haare seines Bartes. Als darauf der gefällige Thedel dem Herzog die Feder aus dem Bart ziehen will, da beißt ihm Heinrich in die Hand. Zornig versetzt ihm alsdann Thedel einen tüchtigen Backenstreich und sagt: „Sind Euer Gnaden ein Hund worden? — Und wenn mich Euer Gnaden nicht hätt' gebissen, so hätt' ich Euer Gnaden auch nicht geschmissen". Stutzig ist wohl im ersten Augenblick der edle Löwe ob dieser Behandlung gewesen; doch gleich darauf schämte er sich nicht zu bekennen: „Ich habe der Narren Rat befolgt, drum nehme ich auch billig Narrenlohn".

Herzog Welf III. von Bayern,

gest. 1191, Sohn des Herzogs Heinrich des Schwarzen von Bayern. Vermählt mit Uta von Calw.

In dem Kriege zwischen Herzog Welf III. und König Konrad III. hatte letzterer im Jahre 1140 den

Herzog so in die Enge getrieben, daß dieser sich in das im Neckarkreise des Königreichs Württemberg gelegene feste Städtchen Weinsberg zurückziehen mußte, wo er sich mit größter Tapferkeit verteidigte. Aufgebracht über diese Hartnäckigkeit und unwillig über die dadurch herbeigeführte Verzögerung schwur Konrad, daß die ganze Besatzung des Städtchens über die Klinge springen sollte. Als dieses in dem belagerten Weinsberg bekannt wurde, verbreitete sich großer Jammer und Bestürzung, aber die Herzogin, eine kühne, unerschrockene Frau, verzagte nicht. Sie richtete, wie erzählt wird, an den König die Bitte, doch wenigstens die Frauen auszunehmen und ihnen zu erlauben, mit dem Kostbarsten, das sie hätten, aus der Stadt zu ziehen. Dies gewährte Konrad. Nun versammelte die Herzogin die Frauen Weinsbergs und beredete sie, ihre Männer aufzunehmen und aus der Stadt zu tragen. Als der König diesen seltsamen Zug, an der Spitze die Herzogin mit ihrem Gemahl auf dem Rücken, sah, wurde er von diesem Beweise weiblicher Liebe zu Tränen gerührt und gewährte allen Männern zu Ehren ihrer vortrefflichen Frauen Verzeihung.

Herzog Otto der Strenge von Lüneburg,

regierte von 1277 bis 1330, Sohn des Herzogs Johann des Guten von Lüneburg. Vermählt mit Mathilde von Bayern.

Herzog Otto der Strenge von Lüneburg, der seit 1277 über Lüneburg herrschte und während seiner 53jährigen Regierung durch Abschaffung vieler Miß-

bräuche sich den für ihn ehrenvollen Beinamen des Strengen erwarb, machte auch der noch immer unter den Wenden im Lüneburgschen herrschenden heidnischen Gewohnheit, ihre betagten Eltern lebendig zu begraben, ein Ende.

Dazu veranlaßte ihn folgendes Ereignis.

Eine Gräfin von Mansfeld, die ihre Eltern zu Lüchow besuchen wollte und zu dem Zweck durch einen Teil des Lüneburgschen reisen mußte, hörte, als sie durch einen Wald fuhr, ein jämmerliches Klagen und Weinen. Auf ihren Befehl wurde der Wagen nach dem Orte gelenkt, von wo die Jammertöne kamen, und bald erblickte sie einen sehr alten Mann, der gefesselt auf der Erde saß und unter Tränen einen jungen rüstigen, aber ärmlich gekleideten Bauer bat, ihn doch am Leben zu lassen. Der Sohn aber — denn das war der junge Bauer — fuhr fort, eine Grube zu machen, ohne sich an des Unglücklichen Bitten zu kehren. Empört über diese Gefühllosigkeit fragte ihn die Gräfin: „Bube, was machst du da, was willst du beginnen?“ Der Bauer, in dem Wahne, daß seine Tat etwas ganz Natürliches sei, antwortete ohne Zögern: „Ich will meinen Vater begraben, er ist alt und unnütz, weil er sich selbst nicht mehr ernähren kann.“ „Weißt du nicht“, fuhr die Gräfin fort, „daß es Gottes Gebot ist, die Eltern zu ehren und im Alter zu ernähren, und daß du ein abscheuliches Verbrechen begehst, wenn du deinen Vater tötest?“

Der Bauer aber ließ sich nicht irre machen. Er behauptete, er könne seinen zahlreichen Kindern, die

er ohnehin nicht imstande sei zu ernähren, das Brot nicht nehmen, um es einem alten unnützen Manne zu geben. Auch sei das so Sitte bei ihnen.

Voll innigen Mitleids über die Herzlosigkeit der wendischen Bauern gab die Gräfin dem Bauer einige Silberstücke mit dem Bedeuten, dafür den Alten zu speisen und ihn am Leben zu lassen. Dieser nahm zwar das Geld, erklärte aber, daß der Alte nur so lange leben dürfe, wie es vorhielte. Als die Gräfin sah, daß sie weiter nichts erreichen konnte, setzte sie ihre Reise fort, erzählte aber überall was sie erlebt hatte. Dadurch kam die Kunde von dieser Begebenheit auch dem Herzog zu Ohren, der mit seiner gewohnten Energie so kräftige Maßregeln traf, daß von dieser Zeit an jener abscheuliche Gebrauch nicht mehr geübt wurde.

Herzog Heinrich von der Heide,

gest. 1416, Sohn des Herzogs Magnus II. (Torquatus). Vermählt mit Sophie von Pommern.

Herzog Heinrich, der Sohn Magnus II. (Torquatus) und Stifter des mittleren Hauses Braunschweig, war ein charakterfester, mit hohem Rechtssinn begabter Fürst, der das Unrecht, wo er es fand, unnachsichtlich strafte.

Einst wollte der Herzog eine Reise von Celle nach Lüneburg machen und sandte, um einige Vorkehrungen treffen zu lassen, seinen Hauptmann, einen angesehenen Herrn von Adel, voraus. Der Hauptmann hatte vergessen, seinen Mantel mitzunehmen, und da ihm bei

der großen Kälte fror, so hing er sich, als er bei einem pflügenden Bauer vorbeiritt, dessen am Wege liegenden Rock mit dem Versprechen um, ihn dem Bauer wieder zuzustellen. Dieser aber traute dem Versprechen nicht recht und drang um so mehr in den Hauptmann, ihm sein Eigentum zu lassen, als er nur den einen Rock hätte, mit welchem er sich selbst vor Kälte schützen wollte. Doch der Hauptmann kehrte sich nicht an des Bauern Klagelied; er behielt den Rock und ritt mit demselben fort.

Kurz darauf kam Herzog Heinrich dieselbe Straße gezogen. Als der Bauer seiner ansichtig wurde, trat er so dicht an den Weg, daß der Herzog ihn bemerken mußte. „Was willst du, mein Freund?“ redete Heinrich ihn freundlich an. „Gnädiger Herr“, antwortete der Bauer, „was hilfts, daß Ew. Fürstl. Gnaden den Straßenräubern nachstellen, wenn Ew. Gnaden eigene Leute rauben. Erst heute hat Ew. Gnaden Hauptmann, als er hier vorbei zog, mir armen Manne einen Rock weggenommen.“ Da der Herzog nach näherer Prüfung der Sache sich von dem Rechte des Bauern überzeugte, versprach er dem Kläger völlige Genugtuung und Entschädigung.

Bei seiner Rückkehr von Lüneburg hielt er bei dem Acker still, rief den Hauptmann zu sich und fragte ihn barsch: „Warum hast du dem armen Bauer gegen seinen Willen einen Rock genommen? Ich meine, du solltest solchen Frevel in meinem Namen strafen, und nun machst du dich selbst dessen schuldig.“

Der Hauptmann konnte die Tat weder leugnen noch entschuldigen; deshalb zog der Herzog dem Pferde

des Verbrechers den Zaum über den Kopf und ließ damit den Unglücklichen sofort an den nächsten Baum hängen.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel,

geb. 1489, gest. 11. Juni 1568, Sohn Heinrichs des Älteren. Vermählt mit Marie von Württemberg.

Nicht oft hat ein Fürst in nimmer rastender Bewegung und vielseitigster Tätigkeit seinen Wahlspruch „Meine Zeit mit Unruhe" bis ins hohe Alter so geltend gemacht, wie Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel, der Sohn Heinrichs I. des Älteren.

Nicht vom ersten Range unter den Reichsfürsten, war er durch seine Persönlichkeit Reichsanführer bei den bedeutsamsten Lebensfragen, und durch ihn, den Grundpfeiler der alten Kirche in Niedersachsen, bekam das welfische Herzogtum von neuem eine hohe Bedeutung für das ganze Reich.

Mit ungemeiner Rüstigkeit begabt, die jegliche körperliche Anstrengung leicht ertrug, war sein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Kriegen und teils selbst-, teils unverschuldeten Unglücksfällen, die ihn zuweilen so hart trafen, daß seine Eisennatur ihnen zu erliegen drohte. Dahin gehört besonders der Verlust seiner beiden hoffnungsvollen Söhne Karl Viktor und Philipp Magnus in der Schlacht bei Sievershausen (9. Juli 1553) und der Kummer über den Abfall seines dritten ungeliebten Sohnes, des edlen vom Vater so sehr verkannten Julius, der sich

zu der neuen Lehre bekannte, die zu unterdrücken Heinrich, obwohl vergeblich, zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Die Abneigung des Vaters gegen den Sohn war so groß, daß er, als nach jener unglücklichen Schlacht kein anderer rechtmäßiger Erbe seines Thrones übrig war, als Julius, diesen verdrängen und dagegen seinen unnatürlichen Sohn Eitel-Heinrich von Kirchberg für rechtmäßig erklären lassen wollte. Dieser jedoch war zu edel, um sich in einen Stand zu drängen, den ihm die Geburt versagt hatte. „Hätte mich der Allmächtige zum Fürsten ausersehen", antwortete er denen, die ihm im Namen des Vaters den Antrag machen mußten, „so würde er mich als Fürsten haben geboren werden lassen. Darum will ich in dem Stande bleiben, in welchen Gott mich gesetzt hat". Eitel-Heinrich wußte sogar den alten Heinrich, dem er sehr ans Herz gewachsen war, zu bereden, daß er sich zu einer Versöhnung mit dem abgefallenen Sohne willig zeigte. Julius war nämlich gleich nach seinem öffentlichen Übertritte zur lutherischen Lehre vor des Vaters Zorn zum Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg geflohen und hatte sich bei diesem bis zum Jahre 1560 aufgehalten. In diesem Jahre kam ganz unerwartet eine Gesandtschaft von dem alten Heinrich, die ihn zur Rückkehr in die Heimat einlud.

Julius, des väterlichen Zornes eingedenk, trug anfangs Bedenken, der Aufforderung Folge zu leisten. Als aber der Gesandte, Dietrich von Quitzow zu Wiedelah, ihm sein Wort gab, daß der Herzog es aufrichtig meine, entschloß er sich endlich zur Abreise,

nachdem er sich zuvor mit Hedwig, Joachims II. von Brandenburg Tochter, vermählt hatte. Zwar empfing ihn der Vater nicht zu Wolfenbüttel, sondern räumte dem jungen fürstlichen Paare die Schlösser Hessen und Schladen ein; aber der Herzog ernannte ihn doch zu seinem rechtmäßigen Nachfolger, und Eitel-Heinrichs Bemühungen gelang es auch, den Vater immer milder zu stimmen. Eine volle Versöhnung kam jedoch erst zustande, als Hedwig 1564 ihren ersten Sohn Heinrich Julius gebar. Als nach diesem freudigen Ereignisse das junge Fürstenpaar zum erstenmale nach Wolfenbüttel kam, um den Enkel beim Großvater einzuführen; als auf des edelmütigen Eitel-Heinrichs Veranlassung die Eltern dem Vater zu Füßen fielen und den schuldlosen Enkel bittend emporhielten, da ging dem alten Eisenmanne das Herz auf. Mit Tränen in den Augen zog er seine Kinder empor und herzte und küßte den Enkel. Von nun an herrschte bis zu Heinrichs des Jüngeren Tode die schönste Eintracht in der fürstlichen Familie, und Julius vergaß es seinem edlen Bruder nie, was er für ihn getan hatte. Der kräftige, heranwachsende Enkel ward des Großvaters Liebling, der oft stundenlang mit ihm scherzte. Einst hatte ihn der alte Heinrich vor sich auf dem Tische stehen, und der spielende Knabe zog den Großvater so derb an dem krausen Barte, daß diesem die Tränen in die Augen traten. Darüber freute der Alte sich herzlich. „Ziehe nur, ziehe nur, mein lieber Sohn“, sagte er lachend, „du magst es wohl tun, aber es sollte mir ein anderer wohl draußen bleiben.“

Gegen das Ende seines Lebens wurde Heinrich der Jüngere auch milder gegen die neue Lehre gestimmt und erlaubte selbst in Wolfenbüttel, daß man lutherisch glauben durfte. Diese Duldsamkeit machte die Protestanten so dreist, daß einige von ihnen in der Hofkapelle die lutherischen Lieder: Ein feste Burg ist unser Gott — Es woll uns Gott genädig sein u. a. zu singen anfingen. Die katholischen Geistlichen, dies übel vermerkend, wandten sich sogleich klagend an den Herzog. „Was für Lieder singt man denn?" fragte Heinrich. Als nun der Pater Bernhardin Lasthausen unter andern auch das Lied nannte: Es woll uns Gott genädig sein, fuhr ihn der Herzog barsch an und sagte: „Ei, soll uns denn der Teufel genädig sein? Wer soll uns denn genädig sein, als Gott allein?" Doch blieb der Herzog selbst bis an sein Ende der katholischen Kirche zugetan. Er starb, nachdem er mit seinem ihm nunmehr sehr lieben Sohne Julius eine ernste Unterredung auf dem Sterbebette gehabt und demselben viele gute Lehren gegeben hatte, am 11. Juni 1568 im 79. Lebensjahre. In der Hauptkirche beatae Mariae virginis zu Wolfenbüttel ist er, sowie seine Gemahlin und seine in der Schlacht bei Sievershausen gebliebenen Söhne begraben, wo seine in Lebensgröße aus Holz geschnitzte Statue noch jetzt zu sehen ist.

Im Jahre 1556 sahen die Bürger Wildemanns den Herzog Heinrich den Jüngeren in ihrer Mitte. Von Staufenburg ab kam er ganz früh hier an, ritt vor des Zehntners Hesse Wohnung und rief ihn mit

lauter Stimme. Da dieser aber noch schlief, und keine Antwort erfolgte, äußerte der Herzog gegen seine Umgebung: „Er hat gestern gesoffen und schläft noch!"

Der Herzog ritt jetzt weiter und ward von den Kindern auf der Straße mit dem Zurufe begrüßt: „Seid willkommen, gnädiger Herr!" Freundlich dankte er den Kindern und sprach zu seiner Umgebung: „Es empfangen uns die Kinder, so werden uns auch die Alten gern sehen!"

Unterdessen war der Zehntner Hesse dem Herzog nachgeeilt. Sobald ihn der Herzog sah, sagte er lächelnd: „Du hast geschlafen; — sagten wirs nicht?"

Von der Hütte ritt der Herzog nach dem „himmlischen Heerzuge", und als er die vor den Zechen liegenden Erze sah, freute er sich innig des reichen Bergsegens, faltete die Hände und rief aus: „Gott habe ewig Lob und Dank, daß er uns so reichlich gesegnet hat."

Im Jahre 1563 besuchte Herzog Heinrich der Jüngere, der große Bergwerksfreund, mit seiner zweiten Gemahlin Sophie, einer Tochter des Königs Sigismund von Polen, von der Staufenburg aus die Bergwerke des Oberharzes und kam auch nach Zellerfeld, wohin ihn die Knaben von Wildemann, mit hölzernen Säbeln bewaffnet, begleitet hatten. Die Bergleute von Zellerfeld erhielten vom Herzoge Bier und Wein und waren überaus fröhlich. Die Knaben von Zellerfeld aber sahen mit neidischen Blicken, daß er und seine Gemahlin freundlich zu denen von Wildemann herablächelten, die sich vor dem Hause,

wo er abgestiegen war, aufgestellt hatten. Sie bewaffneten sich daher in der Geschwindigkeit auf ähnliche Weise, wie jene, stellten sich ihnen gegenüber, und beide Parteien machten Miene, einander anzugreifen. Um dem Herzoge ein Vergnügen zu machen, beschloß man, dem Dinge freien Lauf zu lassen. Der Angriff begann denn also wirklich. Die Buben wurden aber bald so hitzig und schlugen so wild auf einander ein, daß auf beiden Seiten Blut floß und bald hier, bald da einer gefährlich verwundet zu Boden sank. Die Anverwandten der Verwundeten mengten sich nun mit ins Spiel, und es entstand eine ernsthafte Rauferei, welche gefährliche Folgen hätte herbeiführen können, wenn nicht der Herzog zum Fenster herausgerufen und befohlen hätte, die Streitenden mit Gewalt auseinander zu bringen. Nach vielen Bemühungen gelang dies endlich.

Herzog Ernst II. der Bekenner von Braunschweig-Lüneburg,

geb. 1497, gest. 1546, Sohn des Herzogs Heinrich des Mittleren. Vermählt mit Sophie von Mecklenburg.

Herzog Ernst von Lüneburg hatte von den Augsburgern den berühmten Prediger Urbanus Regius auf eine Zeitlang bekommen. Da nun die Stadt Augsburg ihren Prediger wieder haben wollte und denselben abfordern ließ, trat der Fürst hervor und sagte, er könne ihnen den Mann nicht folgen lassen. Indem er mit den Fingern auf seine beiden Augen

zeigte, sprach er weiter: „Ich weiß nicht, welches unter diesen beiden ich entbehren wollte. So wenig ich aber dieser Augen eines mich berauben kann, so wenig kann ich mich dieses Predigers berauben. Bleibt bei uns, lieber Herr", schloß er, an den Prediger sich wendend, „ihr möget wohl Leute finden, die euch mehr Geld geben, als wir können, aber schwerlich solche, die euch lieber haben."

Herzog Julius von Braunschweig,

geb. 10. Juli 1528, gest. 3. Mai 1589, Sohn Herzog Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig. Vermählt mit Hedwig von Brandenburg.

Herzog Julius ließ die sogenannten „Juliuslöser" prägen, Stücke von 2—10 Speziestalern, deren alle seine Untertanen ohne Rang und Stand mindestens einen einlösen mußten und nicht ausgeben durften, ihn vielmehr jährlich vorzuzeigen hatten; er sollte ein Spar- und Notpfennig sein. Seine Regierung fällt noch in die letzte Zeit des Faustrechts, dessen Ausübung er in höchst eigentümlicher Weise regelte. „In der neuen Heinrichsstadt", so erzählt ein braunschweigischer Geschichtsschreiber, „wurden eigene mit Schranken eingefaßte Plätze ausgezeichnet, wo sich die beleidigten Leute mit gleichmäßigen landsknechtischen Degen oder schneidigen Wehren unter öffentlicher Aufsicht schlagen durften, um ihre Streitigkeiten zu erledigen."

Herzog Heinrich Julius von Braunschweig,

geb. 15. Oktober 1564, gest. 20. Juli 1613, Sohn des Herzogs Julius von Braunschweig. Vermählt in erster Ehe mit Dorothea von Wettin (Sachsen-Meißen), in zweiter Ehe mit Elisabeth von Dänemark.

Der Kurfürst Christian II. von Sachsen, ein gewaltiger Zecher, hatte den Herzog Heinrich von Braunschweig nach Gommern zum Trinkkampf eingeladen, war aber von diesem überwunden worden. Darüber berichtete ein Zettel, den man noch bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts an der Wand der kurfürstlichen Trinkstube in Gommern über dem zum Gelage benutzten Tische sah, in folgender Weise:

„Anno 1605, den 6. September, haben allhier zu Gommern die Meißner zum Beschluß den Braunschweigischen entlaufen müssen und ihnen keines mehr Bescheid tun können. Zur Wahrheit bezeuge ich Untengesetzter mit meiner eigenen Hand sub dato wie oben stehet.

Henricus Julius,
Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg."

Herzog August der Jüngere von Braunschweig-Lüneburg

(Linie Hitzacker), geb. 1578, gest. 1666. 1. Gemahlin Klara Maria von Pommern, 2. Gemahlin Dorothea von Anhalt, 3. Gemahlin Sophie Elisabeth von Mecklenburg.

Herzog August von Braunschweig-Lüneburg, dem man nachrühmt, daß er unter den gelehrtesten Fürsten der frömmste und unter den frömmsten der ge-

lehrteste sei, besaß eine solche christliche Demut, daß er sich täglich vor seinem Herrn und Gott niederwarf und diesen Vers betete:

Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr;
Ich bitt', wollst sein von mir nicht fern
Mit Deiner Güt' und Gnaden.
Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Erd' und Himmel frag ich nicht,
Wenn ich Dich nur kann haben.
Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht,
Bist Du doch meine Zuversicht,
Mein Teil und meines Herzens Trost,
Der mich durch sein Blut hat erlöst.
Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr,
Mein Gott und Herr,
In Schanden laß mich nimmermehr. —

Der alte, ehrwürdige Fürst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, ließ sich alle Morgen beim Wiederantreten seiner Fürstenarbeit durch eine künstliche Spieluhr in seinem Gemach das Lied: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist, und soll hinfahr'n mein' Straße, so g'leit Du mich, Herr Jesu Christ, mit Hilf' mich nicht verlasse! Mein' Seel' an meinem letzten End' befehl' ich Dir in Deine Händ', Du wollst sie mir bewahren!" aufspielen, und zwar nach seinem eigenen Bekenntnis, daß er sich wollte hiermit zum seligen Ende aufmuntern lassen.

Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg,

regierte von 1611 bis 1633, Sohn des Herzogs Wilhelm des Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg.

Zur Regulierung des Appetits seines Hofgesindes erließ der Herzog folgendes Edikt: „Wenn der Turm-

mann geblasen hat, d. h. morgens 9 Uhr, abends 4 Uhr, soll jeder auf die Mahlzeit warten, und wer nicht zur rechten Stunde kommt, leer ausgehen. Keiner soll sich in Küche oder Keller sättigen. Sobald in der Hofstube das Essen aufgetragen, soll ein dazu verordneter Junge beten. Ein jeder soll sich still und bescheiden aufführen, nicht schelten, fluchen, noch einen dritten mit Fleisch, Brot oder Braten werfen, noch auch mit den Speisen seine Taschen füllen. 7 Uhr sollen die Junker ihre Morgensuppe erhalten, die jedoch am Freitag (wo Predigt war) ausfällt, „damit man um so geschickter zum Gottesdienst sei." Zur Morgensuppe und Mahlzeit erhält jeder einen „Untertrank", abends sein Bier und vor dem Schlafengehen noch den „Schlaftrunk". Der Weinschenk, so hieß es mit besonderer Verwarnung, soll weder „Edel oder Unedel" in den Keller gehen lassen, und der Wein soll nur auf dem fürstlichen Tische und dem Tische der Räte gegeben werden.

Herzog Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Bevern,

geb. 22. Mai 1636, gest. 23. April 1687, Sohn Herzog Augusts des Jüngeren von Braunschweig. Vermählt mit Christine von Hessen-Eschwege.

Ein großes Original war Ferdinand Albrecht, der Stifter der Linie von Braunschweig-Bevern, wegen seiner Furcht vor dem Tode der Herzog „von Zittern und Bevern" (Bevern=beben) benannt. Er hatte eine absonderliche Liebhaberei für Reisen und schrieb ein

Buch unter dem Titel: „Ferdinand Albrechts des Wunderlichen wunderliche Erlebnisse und wunderlicher Zustand in dieser wunderlichen verkehrten Welt."

Sein Vater August (1634—1666) schrieb unter den Namen Gustav Selenus ein Buch über die Geheimschreibekunst.

Herzogin Christiane Charlotte Luise von Braunschweig-Lüneburg,

gest. 1715, Tochter Ludwig Rudolfs von Braunschweig, Gemahlin von Alexei Petrowitsch, Sohn von Peter dem Großen, Mutter vom Zar Peter III.

Der fünfte Vers des Liedes: „Warum sollt' ich mich denn grämen", der da lautet:

Gott hat mich bei guten Tagen
Oft ergetzt,
Sollt ich jetzt
Nicht auch etwas tragen?
Fromm ist Gott und schärft mit Maßen
Sein Gericht,
Kann mich nicht
Ganz und gar verlassen. —

stimmte die christlich gesinnte Christiane Charlotte Luise, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, als ihr auf ihrem schmerzvollen letzten Krankenlager dieses Lied vorgelesen wurde, zu dem freudigen Bekenntnis: „Alles, was Gott an mir tut, ist wohlgetan, und ich bin gewiß, daß mein leibliches Leiden, wie groß es auch sei, unter seiner Regierung ein herrliches Ende nehmen wird."

Herzog Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern,

geſt. 1735, Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht I. von Braunſchweig-Bevern. Vermählt mit Antoinette Amalie von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Herzog Ferdinand lebte in der beſtändigen Befürchtung, lebendig begraben zu werden, und reiſte ſein ganzes Leben lang mit einem Sarge herum, in welchem ein Fenſter und eine Luftröhre angebracht war. In den Sarg mußte ein Schlüſſel gelegt werden, um inwendig aufſchließen zu können.

Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig,

Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht II., geſt. 1797, Gemahlin Friedrichs des Großen von Preußen.

Eliſabeth Chriſtine, die Gemahlin Friedrichs des Großen, war, trotzdem ſie ſo vernachläſſigt wurde, ſehr ſtolz auf den Ruhm ihres Gemahls, ebenſo wie auf den ihres eigenen Hauſes. Als ihr einſt ein Offizier die Bravour ihres Neffen Friedrich Wilhelm von Braunſchweig während der Rheinkampagne rühmte, unterbrach ſie ihn ärgerlich: „Dummer Kerl! Brav geweſen! Alle Prinzen von Braunſchweig ſind brav geweſen; mein Neveu nicht aus der Art geſchlagen. Ich auch eine Prinzeß von Braunſchweig.“

Herzog Ferdinand von Braunschweig,

geb. 12. Januar 1721, gest. 3. Juli 1792, Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern.

Unter den Linden zu Berlin steht an der Vorderseite des Denkmals Friedrichs des Großen von Preußen das Standbild eines Helden. Stolz und kühn sitzt er hoch zu Roß, in der Rechten hält er den Marschallstab empor, als wollte er seine tapferen Soldaten wiederum gegen den Feind führen, wenn dem Vaterlande Gefahr droht. Das ist der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Bruder Karls I. und der Oheim Karl Wilhelm Ferdinands, der im siebenjährigen Kriege manche Schlacht gewonnen und damals Norddeutschland von den plündernden und raubenden Franzosen befreit hat.

Für seine Soldaten sorgte er stets auf das treulichste. Als einst ihre Kleidungsstücke und Schuhe zerrissen waren, und auch an Nahrungsmitteln Mangel war, ließ der Herzog Röcke, Hosen, Strümpfe und Stiefel für die Soldaten anfertigen, Feldbäckereien einrichten, Gemüse und Fleisch unter die Soldaten verteilen und ihren Sold täglich um 6 Pfennige erhöhen. Auch besuchte er die Soldaten im Lager, forderte sie oftmals auf: „Kinder, kocht nur Fleisch zu den Kartoffeln", und ermunterte sie, indem er sagte: „Ihr sollt hier nicht mehr lange frieren, ich werde euch bald in bessere Quartiere führen, folgt mir nur!" Als die Soldaten sahen, daß der Herzog so treu für sie sorgte, faßten sie wieder frischen Mut und begrüßten ihn, wenn er sich im Lager sehen ließ, mit dem Zurufe: „Vivat unser Vater Ferdinand!"

In späteren Jahren trat er aus dem Militärdienste aus und lebte teils in der Burg Dankwarderode, teils in seinem Schlosse zu Vechelde, auch unternahm er größere und kleinere Reisen.

Während seines Aufenthalts in Braunschweig verkehrte er auch mit einfachen Leuten aus dem Volke in leutseligster Weise.

Einst traf er einen Tischlerlehrling von der Langenstraße in seinem Schlosse in Braunschweig, der den Fußboden ausgebessert hatte und nun die im Zimmer umherliegenden Spielkarten zusammensuchte. Auf die Frage des Herzogs, was er damit machen wolle, entgegnete der Lehrling, er wolle für die Kinder seines Meisters ein Kartenschloß daraus bauen. „Nun", sagte der Herzog, „wenn du so geschickt bist, so baue doch einmal die Burg Dankwarderode aus Karten". Der Lehrling machte sich sogleich ans Werk, und als der Herzog nach einigen Stunden wiederkam, war die Arbeit fertig. Selbst der Verbindungsgang nach dem Dome und die fünf Schornsteine auf dem Gebäude fehlten nicht. Der Herzog belobte den geschickten Kartenbaumeister, schenkte ihm zwei Goldstücke und ließ ihn das Kartenhaus für die Kinder seines Meisters zum Spielen mit nach Hause nehmen. Zugleich schickte er einen Boten mit zum Meister des jungen Mannes, damit er diesen wegen des langen Ausbleibens bei demselben entschuldige.

Gegen seine Diener war der Herzog meistens sehr nachsichtig, stand bei ihren Kindern Gevatter und ließ ihnen nach ihrem Tode einen Denkstein auf ihr Grab setzen. Als er eines Tages bei Tische saß, ließ er

einen alten Diener rufen, der ihm Nachricht über eine Angelegenheit geben sollte, von der man soeben sprach. Der Alte kam aber nicht, und als der Herzog nach dem Grunde des Ausbleibens fragte, zuckte der Bote die Achseln. Als der Herzog nun weiter nachforschte, erfuhr er, daß der alte Mann, der eben bei Tisch saß, geantwortet habe: „Itzunder äten wi wat: et hat Tiet bet hernachen.“ Lachend entgegnete der Herzog: „Nun, wenn's so ist, so müssen wir uns wohl gedulden, bis der Alte gegessen hat.“

Mehr als 300 Personen empfingen von ihm monatlich bestimmte Unterstützungen, und wenn er am Tage vor Neujahr, nachmittags um 2 Uhr, nach dem grauen Hofe zur Tafel fuhr, stand die ganze Straße voll von Leuten, die ihm schriftlich mit ihren Neujahrswünschen zugleich ihre Neujahrsbitten überreichten. Die Wohltätigkeit übte er am liebsten in der Verborgenheit, denn großprahlerisches Wesen konnte er nicht leiden. Als er eines Sonntags in Hamburg die Kirche besuchte und den Kirchendiener mit dem Klingelbeutel kommen hörte, legte er einen Gulden vor sich hin, den er in den Klingelbeutel werfen wollte. Ein junger Kaufmann, der neben ihm saß und ihn nicht kannte, legte ein Goldstück vor sich hin, um zu zeigen, daß er mehr geben könne, als sein Nachbar. Nun holte der Herzog ein Goldstück aus seiner Börse und legte es vor sich hin. Der Kaufmann legte nun zwei Goldstücke hin, und so überboten sich beide, bis jeder 12 Goldstücke vor sich liegen hatte. Als nun der Kirchendiener mit dem Klingelbeutel kam, legte der Kaufmann seine 12 Goldstücke hinein. Der Herzog

aber steckte seine Goldstücke wieder in die Tasche und warf nur den Gulden in den Klingelbeutel.

Als er merkte, daß sein letztes Stündlein herannahte, bat er die Umstehenden, sie möchten ihm doch die Lieder singen: „Jesus, meine Zuversicht" und „Der am Kreuz ist meine Liebe." Während dies geschah, entschlummerte er sanft und schmerzlos am 3. Juli 1792 in der Burg Dankwarderode.

Der Gutsherr von Vechelde.

Ein Sommersonntag: singende Lerchen steigen,
Im Morgenhauche wogt der sanft bewegte Reigen
Der gold'nen Ähren auf und ab.
Durch ihre Gasse hin, wie sie sich engt und weitet,
Ein einsam froher Mann bedächt'gen Fußes schreitet,
Gestemmt auf derben Krückenstab.

Nun lüftet er den Hut und läßt vom Winde pflügen
Das volle weiße Haar, und trinkt in tiefen Zügen
Der Erde frischen Odem ein.
Sein klares Auge schaut mit Lust der Fluren Prangen
Und über Braun und Rot erglüht auf Stirn und Wangen
Des guten Herzens gold'ner Schein.

Das ist ein ander Bild, als heut' vor neunzehn Jahren,
Da er zum letztenmal mit Heeresmacht gefahren
Durchs leichenvolle Siegesfeld:
Da stampfte Feind und Freund den teuren Erntesegen,
Mit tausend Stimmen schrie die Hölle ihm entgegen —
Heut' lächelt Frieden Gottes Welt.

Da in die Andacht bricht ein Plätschern, ein Geschnaube,
Von drüben kommt es her, aus jenem Buchenlaube,
Das seitlings überm Bache hängt;
Zehn Schritte sinds zum Rand, — den grünen Vorhang leise
Schiebt er zurück: laß sehn, wer hier verstohl'ner Weise
Am Sonntagmorgen Fische fängt.

Ein alter Stelzfuß kniet gebückt am Wiesenquelle
Und wohlig überwärmt wäscht er in kühler Welle
Sich Kopf und Schultern um und um,
Schwankt mühsam nun empor im weichen Uferriede
Und reckt und schüttelt sich und stimmt zum Morgenliede
Der Kehle rauhes Organum:

Wir lustigen Braunschweiger,
Sein wir alle beisammen,
Ei, so woll'n wir eins singen,
Die Wacht zu verbringen,
Grenadier und Musketier —
Lust'ge Braunschweiger, das sein wir!

Bruder Schott' und Bruder Englischmann,
Rückt nur immer dreiste mit heran!
Hannoveraner und Hessen,
Seid auch nit vergessen,
Doch die allerersten für und für,
Lust'ge Braunschweiger, das sein wir!

Unser Herzog, der heißt Ferdinand,
Wer zum Teufel tut ihm Gegenstand?
Von der Aller zur Leine,
Von der Weser zum Rheine
Alle Nacht ein neu Quartier —
Lust'ge Braunschweiger, das sein wir!

Vor Minden auf dem breiten Plan,
Was Franzosen wir da halten sahn:
Alles weiß, blau und gelbe
Von Röcken und Helme
Mit Kanonen und mit Kleingewehr! —
Lust'ge Braunschweiger, das sein wir!

Unser guter Herzog Ferdinand,
Seinen Stab, den nahm er in die Hand;
Und da taten wir fechten,
Wie er wies mit der Rechten,
Bloß drei Stündlein oder vier! —
Lust'ge Braunschweiger, das sein wir!

Herzog Ferdinand, du teurer Held,
Schlägst die Franzosen alle aus dem Feld!
Aus dem Feld und der Wiese
Dem Broglie und Soubise,
Das ganze französische Heer. —
Lust'ge Braunschweiger, das sein wir!

Jäh reißt der Faden ab, denn über sich im Grünen,
Als wär' ein sel'ger Geist leibhaftig ihm erschienen,
Sieht er des Lauschers Angesicht.
Ein Bild von Bronze starrt der greise Vagabunde,
Dann leuchtets ihm vom Aug', und hell aus Herz und Munde
Ein „Vivat Ferdinandus!" bricht.

Und sprudelnd hinterdrein kommt's in gelenker Suade:
„So gönnt der liebe Gott mir einmal noch die Gnade" ...
Sanft wehrt der Herr dem Redeschwall,
Fragt dann nach Nam' und Heim, nach Regiment und Taten,
Wo er den Fuß verlor, und wie es ihm geraten,
Seitdem vertost der Waffenschall.

Ja, Durchlaucht, winters lieg' ich still an Kripp' und Kette,
Hab' meinen Webestuhl, mein Futter und mein Bette
Beim Bruder auf dem Heidebrink.
Doch wenn das Frühjahr kommt, läßt's mich nicht länger hocken,
Dann lauf ich in die Welt heidi! auf einem Socken
Und einer Stelze frei und flink.

Der lust'ge Krüppel find't noch allweg offne Hände,
Mit Lied und Gotteslohn bezahl' ich jede Spende,
Ein Nest im Heu, das krieg' ich zu.
Und will kein Bauer mal, kein Krüger nachts mich haben —
Mit oder ohne Hemd find' ich in Busch und Graben
Noch wie vorzeiten meine Ruh!

Derweil die Rede quillt, sucht längst in seinen Taschen
Der milde Herzog, prüft des Beutels schlaffe Maschen
Und denkt verdutzt dem Tage nach:
Ach ja, — das Goldstück blieb im Hirtenhause hangen,
Und jetzt den Taler gab er dem blitzäug'gen Rangen,
Der ihm die Heckenrose brach.

Kein Geld im Säckel, nichts von Geldeswert daneben!
Kein Groschen in der Hand, die tausende gegeben
Und nimmer wog, wieviel und wem!
Nichts für den armen Schelm, der just mit heitrer Größe
Des Rockes Fetzen wirft um seiner Schultern Blöße,
Auch er ein Held trotz alledem!

Nichts? — Wie der Alte jetzt in hoffenden Gedanken
Den Blick von neuem hebt, sieht er nur Zweige schwanken,
Wo eben noch sein Herzog war.
Kopfschüttelnd staunt er auf, — da teilt das Grün sich wieder,
Mit Kindeslächeln neigt sich Ferdinand hernieder
Und reicht — sein fürstlich Hemd ihm dar.

„Für Busch und Graben, Freund!" — Der steht wie angewittert,
Dann sinkt er in die Knie, durch seine Seele zittert
Ein Schauer, sonst dem Kecken fremd.
„Herr", stammelt er, „nicht so, nicht für die Nächt' im Walde:
Für die sechs Bretter, Herr, — Gott weiß, wie fern, wie balde —
Mein Ehrenkleid, mein Sterbehemd!"

Stumm barg der Fürst den Blick und winkt und schritt von dannen
Mit stillbewegtem Sinn, zum schatt'gen Ziel der Tannen
Den linden Wiesenpfad entlang.
Doch fern vom Straßendamm aus Staub und Lärm der Wagen
Kam's grüßend noch einmal, vom Windeshauch zertragen,
Verklingend in der Lerchen Sang:

„Herzog Ferdinand, — du teurer Held,
Wollte Gott, du hätt'st des Kaisers Geld!
Tät'st alles verschenken
Und alle bedenken,
Grenadier und Musketier. —
Lust'ge Braunschweiger, das sein wir!"

Wilhelm Brandes.

In dem Winterfeldzuge von 1758, wo Herzog Ferdinand die Franzosen über den Rhein zurücktrieb, griff ein Jägerhauptmann, Bransing, nur mit 40 Mann eine Schar Feinde, die sich in Lipsbergen im Hessischen jenseits der Weser noch zu halten suchte und zwei Kanonen bei sich hatte, mit solcher Geschicktheit und Unerschrockenheit an, daß er ihnen nicht allein die beiden Kanonen entriß, sondern auch die meisten von ihnen gefangen nahm. Herzog Ferdinand befahl hierauf: „Diese Kanonen sollen hinfort die Bransingschen heißen und bei den Jägern bleiben.“ So wußte er die Gelegenheit zu benutzen, um den freudigen Heldensinn zu wecken und zu pflegen und das wahre Verdienst großartig zu belohnen.

Als der Herzog am 23. Juni 1758 die Franzosen bei Krefeld geschlagen hatte, und ihm des Abends auf dem Schlachtfelde wegen des Sieges Glück gewünscht wurde, antwortete er mit Tränen im Auge: „Ach! betrachtet dieses mit Leichen bedeckte Schlachtfeld! Es ist nun das zehnte Mal, daß ich einem solchen Schauspiele beiwohne. Gott gebe, daß es das letzte Mal sein möge!“ — Vorzüglich ging es ihm nahe, daß der einzige Sohn des französischen Marschalls Belleisle (spr. Bählihl), ein erst seit kurzem verheirateter junger Mann, nebst den meisten der Seinigen zu Boden gestreckt worden war, als er eben mit den Kürassieren hatte durchbrechen wollen. Was könnte mehr den Menschenfreund beurkunden, als diese Tränen des Herzogs Ferdinand auf dem Schlachtfelde von Krefeld? —

Einen harmlos heiteren Sinn bekundete der Herzog bei einer anderen Gelegenheit. Nach dem Treffen

bei Gräbenstein in Hessen, das am 24. Juli 1762 geliefert wurde, zog er 112 französische, in die Gefangenschaft geratene, Offiziere des folgenden Tages zur Tafel und ließ sie aufs herrlichste bewirten. Sie waren aber sehr betrübt, nicht nur der Gefangenschaft wegen, sondern auch deshalb, weil die meisten ihr ganzes Gepäck und manche ihren Vorrat an Kostbarkeiten, mit denen sie in Deutschland hatten glänzen wollen, verloren hatten. Aber der freundliche Herzog war schon darauf bedacht gewesen, wie er sie wieder trösten wollte. Zum Nachtisch ward auch eine sehr große, verdeckte Schüssel aufgetragen. „Ist den Herren nichts mehr gefällig?“ fragte der Herzog, als eben die Tafel aufgehoben werden sollte. Die Franzosen dankten. — „Hier, meine Herren“, fuhr er fort, indem er auf die verdeckte Schüssel zeigte, „hier wird aber doch für Sie noch etwas sein.“

Die Gäste waren anfangs in großer Verlegenheit, wußten nicht, was sie von der geheimnisvollen Schüssel ihres Siegers denken sollten, und keiner wagte es, den Deckel abzunehmen. Endlich tat es der Herzog selbst, und siehe! — sie war mit goldenen Uhren, Dosen, Ringen und anderem Schmucke angefüllt. Er redete dann die überraschten Gäste mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit an: „Haben Sie die Güte, zuzulangen und sich nach Belieben selbst zu versorgen!“ —

Wie mild er in seinem Tadel war, zeigt schon der Tagesbefehl, den er nach der Schlacht bei Minden ausgehen ließ. Diese Schlacht, am 1. August 1759 geschlagen, war eine der glänzendsten und denkwürdigsten

Schlachten des ganzen siebenjährigen Krieges. Mit nicht mehr als 30 000 Mann errang Herzog Ferdinand in zwei Stunden den Sieg über die nahe an 80 000 Mann geschätzte französische Armee. Nur der Befehlshaber der englischen Reiterei, Lord Sackville, hatte in dieser Schlacht seine Pflicht nicht getan. Der trefflichen englischen Reiterei wäre es ein Leichtes gewesen, die bereits in Unordnung gebrachte und entmutigte französische Kavallerie bis zur Vernichtung zu schlagen, und dann wären zugleich der rechte und der linke Flügel der Franzosen abgeschnitten worden, so daß ihnen kaum etwas anderes übrig geblieben sein würde, als sich zu ergeben. Dies alles war durch Lord Sackville's Feigheit verloren gegangen. Und dennoch begnügte sich der edle Herzog Ferdinand in dem über die Schlacht von Minden erlassenen Tagesbefehl, ohne Sackville zu nennen, sich bloß so zu äußern: „er sei überzeugt, daß, wenn er das Glück gehabt hätte, Lord Granby (einen englischen Divisionsgeneral) an diesem Tage an der Spitze der englischen Reiterei zu besitzen, der Erfolg dieser Schlacht noch weit glänzender würde gewesen sein, und daß dann auch die britische Kavallerie an der Ehre würde teilgenommen haben, welche sich die Infanterie erworben habe". Wie umsichtig erscheint diese Äußerung, wie milde dieser Tadel!

Im Jahre 1780 wurde zu Braunschweig ein Klub gestiftet, besonders in der Absicht, um hier die verschiedenen Stände, Hof und Militär, Gelehrte und Kaufleute, zu einer freundlichen Brüderschaft zu vereinigen. Fürwahr, ein schweres Werk! — Aber Herzog

Ferdinand war sogleich bereit, zur Ausführung zu helfen. Er nahm das schöne Amt eines Beschirmers, als man ihn darum bat, mit seiner gewohnten Freundlichkeit an, erschien öfter in den Versammlungen und förderte die allgemeine Eintracht und Heiterkeit durch sein leuchtendes Muster.

Selbst aus seinen letztwilligen Bestimmungen leuchtet die Bescheidenheit hervor, die bei dem Gedanken an Gott sich als tiefe Demut kund tut. Als sich am 3. Juli 1792 seine Bahn zu Ende neigte, befahl er, man solle ihm keine Leichenrede halten. Und für seinen Sarg bestimmte er folgende Inschrift:

„Ferdinand, Gutsherr von Vechelde, von 1746—1792, geb. auf dem kleinen Mosthofe zu Braunschweig am 12. Januar 1721 (gest. den 3. Juli 1792)".

„Großer, aber durch das Blut Jesu Christi, seines Heilands und Erlösers, begnadigter Sünder vor Gott. Hier nur seine irdische Hülle".

Zwar hatte er sich auch den Begräbnisplatz nur in einem Grabgewölbe des Gartens von Vechelde bestimmt; allein da wegen des feuchten Grundes dort der Sarg beinahe völlig im Wasser stand, so brachte man ihn nach Braunschweig, wo er im Herzoglichen Erbbegräbnisse unter dem Dome mit den oben erwähnten Inschriften noch zu sehen ist.

Herzog Karl I. von Braunschweig,

regierte von 1735 bis 1780, Sohn Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern. Vermählt mit Philippine Charlotte, Schwester von König Friedrich dem Großen von Preußen.

Einst hatte man den Herzog Karl I. gebeten, zu erlauben, daß auch am Sonntage Theater sein dürfe,

und dieser hatte nach einiger Weigerung seine Zustimmung dazu gegeben. Der damalige Hofprediger Dreißigmark erhielt am Sonntagmorgen nach abgehaltener Predigt hiervon Nachricht und eilte sofort in vollem Ornate nach dem Schlosse, wo er beim Herzoge Audienz erbat, die auch sogleich gestattet wurde. Freundlich empfing der Herzog den würdigen Prediger, der in seinem Eifer fast den Respekt hintansetzend, den Herzog also anredet: „Hochfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden; ich komme in einer Angelegenheit, welche Hochdero fürstliche Durchlaucht noch nicht zu Ohren gekommen sein wird, welche aber unfehlbar Hochdero Zorn im höchsten Grade erregen wird, sobald Durchlaucht es vernehmen."

„Nun, was ist's, mein lieber Dreißigmark", erwiderte der Herzog, „Er macht mich neugierig."

„Ja, Durchlaucht, kaum wage ich untertänigst, Höchstdero Ohren und Gemüt dadurch zu verletzen. Denken Durchlaucht, es geht in der Stadt das Gerücht, Höchstdero Hofdiener wollten Ew. Durchlaucht bitten, daß heute, an diesem feierlichen Tage, dem Tage des Herrn, Komödie gespielt werden möge; aber —

„Schon gut, schon gut", war die Antwort des gutmütigen Fürsten, „gehe Er ruhig nach Hause, es soll nicht geschehen."

Erfreut über den glücklichen Erfolg seines Besuches ging Dreißigmark hinweg und rühmte die Gottesfurcht des Herzogs.

Theater war aber nicht.

Nie verfehlte Dreißigmark, dem Herzog Karl I. bei dessen Wiegenfeste (er war geb. 1. August 1713) seine devotesten Wünsche pflichtschuldigst zu Füßen zu legen. An einem solchen Geburtsfeste begab sich Dreißigmark schon des Morgens früh um 7 Uhr zum Schlosse, um dem Herzoge seine Aufwartung zu machen. Hier erfährt er, daß derselbe bereits im Garten sei. Dreißigmark eilt in den Schloßgarten, wo er den Herzog ohne Begleitung spazieren gehend antrifft und ihn also anredet: „Eben habe ich eine große Freude gehabt, Ew. Durchlaucht. Ich komme in das Schloß und höre, daß Hochdieselben bereits im Garten seien. Eine noch größere Freude habe ich gehabt bei dem Eintritte in den Garten, als ich Ew. Durchlaucht allein fand. Siehe, dachte ich bei mir selbst, da geht Er, die Stütze des Vaterlandes, Er, für dessen stetes Wohlergehen heute aller Herzen dankerfüllt ihre flehentlichen Wünsche zum Himmel schicken, Er, auf den heute aller Augen schauen, da geht Er allein, hebt sein Angesicht zu Gott empor, schlägt sich an die Brust und ruft: Gott, sei mir Sünder gnädig!"

Prinz Friedrich August von Braunschweig,

geb. 29. Oktober 1740, gest. 8. Oktober 1805, Sohn des Herzogs Karl I. von Braunschweig.

Friedrich August, Prinz von Braunschweig, ebenso berühmt durch seine Kriegstaten, als bekannt durch seine beißende Satire und seinen scharfen Witz, war

hinsichtlich seiner Gestalt nichts weniger als schön gebaut, indem ein ansehnlicher Höcker seinen Rücken verunzierte. Dieses körperliche Gebrechen suchte der joviale Herzog jedoch nicht, wie andere, möglichst zu verstecken, sondern er trug es frei und ungezwungen zur Schau, spöttelte selbst darüber und wurde durchaus nicht unwillig, wenn andere seinen Buckel zum Gegenstande ihres Witzes machten. Man erzählt sich im Volke noch manche, freilich mitunter nicht eben zarte Witze von ihm, von denen wir einige hier mitteilen wollen.

Einst war Friedrich August in der Kirche, als gerade der Prediger über die Textesworte predigte: „Alles, was Gott macht, ist gut.“ Nach dem Gottesdienste trat Friedrich August auf den Prediger zu und redete ihn, um ihn in Verlegenheit zu setzen, mit den Worten an: „Er hat gesagt, alles, was Gott gemacht, ist gut. Betrachte er mich!“ wollte sich aber vor Lachen ausschütten, als der Prediger ganz ruhig antwortete: „Für einen Buckligen sind Eure Durchlaucht recht gut gemacht!“

Ein anderes Mal war der Dichter G. W. Burmann, der eine seltene Stärke im Dichten aus dem Stegreife besaß, jedem gegebenen Thema eine poetische Seite abzugewinnen wußte, und oft vier bis fünf Stunden ein Gespräch in Versen fortsetzen konnte, in der Gesellschaft des Prinzen. „Nun, Burmann!“ rief der Herzog diesem zu, „machen Sie doch Stegreifreime, daß man sich darüber bucklicht lacht.“ Kaum hatte Prinz Friedrich diese Aufforderung geendet, als auch schon Burmann erwiderte:

„Durchlauchtigster! Du brauchst ja keinen,
denn die Natur gab Dir schon einen."

Einst lud er zur Tafel eine Gesellschaft von Männern, die mit ihm in ähnlicher Körpergestalt waren. Es erregte bei jedem Neueintretenden eine Überraschung, die Anwesenden sich gleichgeformt zu erblicken. Indem der Herzog zur Tafel erschien, erklärte er der Gesellschaft: „Meine Herren! es ist Ihnen bekannt, wie wir gewöhnlich von den gerade Gewachsenen durchgehechelt werden. Heute wollen wir es ebenso machen und uns auf Kosten jener belustigen. Wir wollen einmal so ganz unter uns sein." Daß diese Unterhaltung eine bei den in der Regel ausgezeichnet witzigen Köpfen der Buckligen höchst interessant war, läßt sich wohl vermuten.

Nicht selten war aber des Prinzen Buckel auch die Zielscheibe des Witzes der jüngeren Offiziere, welche, obgleich sie den Prinzen wohl erkannten, doch taten, als wüßten sie nicht, wer unter der Maske verborgen sei. Aber der sarkastische Herzog war gewöhnlich den Witzlingen überlegen und fast immer hatte er die Lacher auf seiner Seite. In Berlin riefen ihm einst einige Leutnants spottend nach: „Äsop! Äsop!" — Der Herzog drehte sich ruhig um und rief laut: „Erraten! Lasse ich nicht die Tiere reden?" —

Als der Prinz nach dem Feldzuge von 1793 von seinem Kommando abberufen wurde, zog er sich nach Oels (dieses Fürstentum war durch seine Verheiratung mit der Prinzessin Friederike Sophie Charlotte Auguste, der einzigen Tochter des Karl Christian

Erdmann von Württemberg-Oels, an das Braunschweigische Fürstenhaus gekommen) zurück und widmete seine Muße literarischen Arbeiten, vorzüglich einer militärischen Geschichte seines Feldzuges und einem Journal d'Oels. Mit rücksichtslosem Freimute und stachelndem Witze beurteilte der Herzog die bedeutendsten Männer jener Zeit, ohne selbst der erhabensten Personen zu schonen, und es kostete Mühe, ihn von dieser Schriftstellerei zurückzubringen und die Unterdrückung jener Druckschriften einigermaßen zu bewirken. Wie wenig dies indessen gelang, zeigt folgender Vorfall.

Die Helmstedter Professoren der Theologie, die Äbte Sextroh und Henke, hatten, bei einem Besuche beim dem Kirchenrat Wolff in Braunschweig von Zahnschmerzen befallen, nach dem dort lebenden Zahnarzt Giraud geschickt, wurden aber statt dessen, infolge einer irrigen Bestellung, von dem ebenfalls in Braunschweig sich aufhaltenden emigrierten Abbé Gireux besucht. Dieses an sich unbedeutende Mißverständnis erregte die satirische Ader des Prinzen Friedrich und gab ihm Gelegenheit, den Vorfall zum Gegenstande einer jetzt sehr seltenen Karikatur zu wählen, die dann in das Publikum gebracht wurde.

Abt Henke war indessen nicht der Mann, einen solchen Angriff unerwidert vorübergehen zu lassen. Er schickte dem Herzog einen Band der neuen Auflage seiner Kirchengeschichte mit einer eingeschobenen Zueignung als bewährten Beförderer der schönen Künste. Die Erwiderung des Herzogs bestand in

einem munteren Schreiben, mit Übersendung einer Schnupftabaksdose, weil der Gebrauch des Tabaks den Geist erwecke, und jene Geschichte des Feldzuges, wobei die sorgfältigste Geheimhaltung, wegen ihres bedenklichen Inhalts, dringend empfohlen, zugleich aber ein zweites Exemplar beigefügt war, um solches auf der Universitätsbibliothek in Helmstedt öffentlich auszustellen.

Der Prinz kommandierte ein Infanterieregiment in Berlin. Unter seinen Hauptleuten befand sich ein Herr von Sandt, der sehr boshaft war und sich mit dem Prinzen sehr schlecht stand.

Als die neuen Rekruten ankamen, erhielt der Hauptmann von Sandt unter anderen drei Leute, von denen einer ein aufgeschlitztes Auge, der zweite einen etwas zu kurzen Arm und der dritte eine Hasenscharte hatte. Er war über diese ihm zugewiesenen Kerls wütend.

Bei der Musterung stellte der Hauptmann diese drei zusammen und obenan, und als der Prinz näher trat, um die Mannschaften zu besichtigen, sagte er: „Diese drei hätten Ew. Durchlaucht für die Leibkompagnie behalten sollen, dann wären alle Krüppel beisammen gewesen."

Herzog Leopold von Braunschweig,

geb. 10. Oktober 1752, gest. 27. April 1785, Sohn des Herzogs Karl I. von Braunschweig.

Herzog Leopold von Braunschweig, Karls I. Sohn, jener edle, hochherzige Menschenfreund, der am

27. April 1785 in den Fluten der Oder bei Frankfurt sein Leben für die leidende Menschheit zum Opfer brachte, war bei allen Gelegenheiten ein Beschützer der bedrängten Juden. Die folgende Geschichte mag als Beispiel seiner Gesinnung gegen Andersgläubige gelten.

Ein unbemittelter Israelit in Frankfurt, Samuel Levin, hatte mehrere Kinder, von denen ein Sohn, Jacob Levin, seine Vaterstadt verließ, um in der Ferne sein Fortkommen zu suchen. Nach mannigfach wechselnden Schicksalen kam er nach Kopenhagen, wo er es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin brachte, einen nicht unbedeutenden Kleinhandel anlegen zu können. Dieser wurde mit jedem Tage ergiebiger und erregte den Neid seiner Glaubensgenossen derart, daß diese auf Grund des ihnen zustehenden Rechts die Ausweisung des fremden Handelsmanns aus Kopenhagen von der Polizei verlangten. Nur mit Mühe gelang es Jacob Levin, die Erlaubnis zu erwirken, daß er sich zur Einziehung seiner Schuldposten noch vier Wochen dort aufhalten dürfe.

In einem rührenden Briefe klagte der Verfolgte seinen Eltern, die er schon oft mit namhaften Summen unterstützt hatte, seine Not und schloß das Schreiben mit den Worten: „Es gibt nur ein Mittel, mich und meinen Handel in Kopenhagen zu sichern. Es ist freilich unfehlbar, aber ich darf wohl auf eine so große Gnade nicht rechnen. Die Königin Juliane Marie von Dänemark ist die Tante Ihres menschenfreundlichen Herzogs Leopold. Könnte ich von diesem huldreichen Fürsten eine Fürbitte erhalten,

so würde ich wohl gegen die Verfolgungen meiner Glaubensgenossen geschützt werden."

Vertrauensvoll geht der Vater, ein ehrwürdiger Greis, mit diesem Schreiben zum Herzog, wird sogleich vorgelassen und schüttet sein bekümmertes Herz vor ihm aus. Dieser gibt den Bescheid: „Ich werde Ihm das Empfehlungsschreiben eigenhändig aufsetzen; nur heute ist es mir nicht möglich, da ich dringende Regierungsgeschäfte zu erledigen habe." Hocherfreut kehrt der getröstete Vater zurück und kann seiner Familie nicht genug von der Leutseligkeit des Fürsten erzählen.

In der Abenddämmerung klopft es an die Tür des armen Juden. Der Alte öffnet und erblickt mit freudigem Erstaunen den Herzog Leopold, der zu ihm sagt: „Ich bringe Euch, lieber Mann, den Brief noch heute, da meine Geschäfte früher beendet worden sind, als ich glaubte. Schreibt Eurem Sohn noch heute und sagt ihm, er möchte diesen Brief selbst der Königin überreichen."

„Gnädigster Fürst", erwiderte der hocherfreute Greis, „Gott mag es Ihnen lohnen, was Sie an mir armen Manne und meinem Kinde tun, allein für heute ists zu spät, an meinen Sohn zu schreiben. In einer halben Stunde geht die Post ab, und man nimmt schon jetzt keinen Brief mehr an." „Seid außer Sorgen, lieber Alter, von mir nehmen sie ihn noch, schreibt nur geschwind. Ich will ihn selbst abgeben, mein Weg führt mich bei der Post vorbei."

Der Alte mußte sich setzen und schreiben. Während der Zeit unterhielt sich der Fürst in leutseligster

Weise mit der Frau und trug dann den Brief selbst zur Post, wo man das schon geschlossene Felleisen gern noch einmal öffnete. Der Brief gelangte glücklich an den jungen Levin, der sogleich aufs Schloß eilte, sein Empfehlungsschreiben überreichte und seine Bitte mit dem besten Erfolge gekrönt sah.

Nach einem langen und schneereichen Winter trat im Frühling des Jahres 1785 die Oder bei Frankfurt über ihre Ufer und überschwemmte alles weit und breit. Die ältere Stadt liegt am linken Oderufer, gegenüber und mit ihr durch eine Holzbrücke verbunden die Dammvorstadt. Dies rechte Ufer bedarf, weil es so niedrig liegt, eines Schutzes durch Deiche. Aber an dem Unglückstage durchbrachen die fort und fort steigenden Fluten die Dämme und überschwemmten die Dammvorstadt. Zahlreiche Gebäude, Häuser, Scheuern und Ställe wurden weggespült oder umgeworfen. Dazu riß der Strom sieben Joche der Brücke fort, und nun konnte den Abgeschnittenen keine Hilfe mehr gebracht werden. Ja, man blieb auch ohne jede Nachricht von ihnen und erzählte sich, daß noch Menschen auf Dächern und Torwegen mit ausgereckten Armen, um Rettung flehend, gesehen würden. So konnte es nicht an Versuchen fehlen, von der Stadtseite um jeden Preis noch Hilfe zu bringen. Einem Schiffer samt zweien Genossen war es gelungen, in einem kleinen Kahne das Ufer der Dammvorstadt zu gewinnen. Einen anderen Versuch unternahm Herzog Leopold.

Seit acht Jahren wohnte derselbe als Regiments-Kommandeur in Frankfurt. Durch Liebenswürdigkeit seines Auftretens, durch seinen Drang, überall zu helfen und wohlzutun, hatte er sich die Liebe aller Volkskreise erworben. Bei jeder öffentlichen Gefahr, bei Feuers- und Wassernot war er, allen anderen voraus, tätig im Rettungswerke. Als ihn die Nachricht von dem furchtbaren Anwachsen der Gefahr traf, eilte er zur Oder und bestieg zweimal einen Kahn, um über den Strom zu fahren. Als die Umstehenden ihn abmahnten, rief er: „Hier sind Menschen zu retten! Bin ich nicht ein Mensch wie sie?“ Gleichwohl aber gab er den dringenden Vorstellungen einiger Ratsherren und den fußfälligen Bitten zweier Soldaten seines Regiments nach und trat zurück.

In trüben Gedanken verließ er den Platz und wandte sich heimwärts. Nach Haus gekommen, versuchte er, einen Augenblick im Lehnstuhl von den Aufregungen der letzten Stunden auszuruhen. Aber die vor seinem Geiste aufsteigenden Bilder des Jammers ließen den Herzog die gewünschte Ruhe nicht finden. Als dann bei der Wachtparade von neuem die Gerüchte von dem Schrecklichen, was sich drüben zugetragen, auf ihn eindrangen, eilte er abermals an den Strom, um überall den Mut der Zaghaften zu entflammen. Unterdessen hatte sich ein Schiffer entschlossen, die Überfahrt zu wagen, mit ihm zwei Knechte, von denen einer Soldat war. Dieser begegnete dem Herzog und bat ihn um seine Einwilligung. Mit Freuden erteilte Leopold dieselbe und folgte ihm

auf dem Fuße nach. Das Beispiel der drei mutigen Männer reißt ihn fort; sein Entschluß ist gefaßt. Eilig drängt er sich durch die versammelte Menge und steigt rasch in den Kahn, ehe noch der Schiffer selbst zur Stelle ist. Wiederum bestürmen ihn die Umstehenden mit den inständigsten Bitten, sein kostbares Leben zu schonen.

„Auch jene Leben sind kostbar!“ ruft er ihnen entgegen. Vergeblich mahnt auch der jetzt herangekommene Schiffer ab. „Wenn du willst, bleibe zurück; ich werde auch ohne dich hinüberfahren!“ ruft ihm der Herzog zu. Schon stoßen die Knechte vom Lande ab, als auch noch der Schiffer hineinspringt. Bald gleitet das Fahrzeug in den Hauptstrom, stößt zwar an einen Eisblock, wird aber dann pfeilschnell glücklich durch die Brückenöffnung getrieben. Jetzt gerät das Boot in die nach der Dammlücke drängende Strömung. Hier stößt es an eine Weide, schwankt und schöpft Wasser. Der Fischer am Steuer fällt in den Strom. Der Herzog wankt, springt nach der Mitte des Kahnes und hält sich am Arme eines der Knechte. Da stößt das Boot nochmal vorn an eine Weide und schlägt um. Der Herzog fällt rücklings in den Strudel, eine hohe Woge bricht über ihm zusammen. Vom Ende des Dammes werden ihm Stangen und Stricke zugeworfen, aber die Flut läßt nichts an ihn heran. Die drei Schiffer tauchten wieder auf und hielten sich an einigen Bäumen fest, bis sie gerettet wurden: Der Herzog dagegen war verloren.

Erst nach zwei Tagen fand man an einem Zaune den Stock des Fürsten. Sechs Tage nach dem un-

glücklichen Ereignis wurde der Leichnam selbst gefunden, im Sande begraben. An dieser Stelle ist später dem edlen Prinzen ein Denkmal errichtet worden.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig,

geb. 9. Oktober 1735, gest. 10. November 1806, Sohn des Herzogs Karl I. von Braunschweig. Vermählt mit Auguste Friederike von Hannover-England.

Nicht lange nach dem Antritt seiner Regierung ging einst der Herzog außerhalb Braunschweigs spazieren, wie gewöhnlich in einem blauen Oberrocke, ohne alle Abzeichen und ohne Gefolge. Unterwegs schloß er sich an einen Bauer, der einen Korb trug und auf die Stadt losging. Nachdem er sich nach seinem Namen und Wohnorte erkundigt hatte, fragte er ihn, wohin er wolle, und erhielt zur Antwort: „Na Bronswik!"

„Was wollt ihr da machen?"

„J! eck will dat verköpen, wat eck im Korbe hebbe, dat eck den Lork dat Mul stoppe."

„Wem denn?"

„Usen Ammann."

„Was will denn der von euch?"

Nun erzählte der Bauer, daß er seit mehreren Jahren mancherlei Unglück erlebt, seine Pferde und sein Vieh durch eine Seuche verloren, Hagelschlag usw. gehabt habe und dadurch so zurückgekommen sei, daß er seit sechs Jahren seine Abgaben nicht hätte be-

zahlen können. Eine einzige Kuh wäre ihm noch übrig geblieben, aber das sei auch eine so kapitale Kuh, daß er glaube, durch diese allein sich noch wieder aufhelfen zu können. Dies wisse aber auch der Amtmann und wünsche sie selbst zu besitzen; deshalb dränge er ihn nun, die schuldigen Abgaben zu bezahlen, und ginge darauf aus, ihm die Kuh wegzunehmen. Daher habe er denn alles zusammengerafft, was er hier im Korbe habe, um es in Braunschweig zu verkaufen und aus dem Erlöse wenigstens etwas von seiner Schuld tilgen zu können.

„Aber", erwiderte der Herzog, „wenn euch eure Amtleute drücken, warum geht ihr nicht zum Herzog klagen?"

„Nehme hei mi dat nich öwel, düssen Herzog true eck nich sau recht."

„Wieso?"

„Hm! hei hat sau oft un sau lange in Berlin säten, da hat hei Knepe gelehrt." —

(Es war den braunschweigischen Untertanen gar nicht recht, daß der Herzog als Erbprinz sich so oft und lange in Berlin aufgehalten hatte, weil sie fürchteten, er werde beim Antritt seiner Regierung ein Regiment, wie im Preußischen, einführen.)

Der Herzog suchte ihn darüber zu beruhigen, der Bauer aber fuhr fort mit Kopfschütteln, ihm allerhand Besorgnisse und mitunter bittere Bemerkungen über die Handlungsweise des Herzogs mitzuteilen.

Indessen näherte man sich der Stadt. Der Herzog wollte nicht mit dem Bauer ins Tor gehen, um ihn nicht zu erschrecken und beschämen, schritt also rasch

vorwärts, ihn zurücklassend. Die Schildwache an der Schlaage rief die Wache heraus. Dies machte den Bauer stutzig, denn er glaubte, mit einem Unteroffizier gesprochen zu haben. Kurz darauf hörte er das Spiel rühren, und als er die Schildwache fragte, erfuhr er, daß es der Herzog gewesen, mit dem er gesprochen. Nun wagte er nicht in die Stadt zu gehen, weil er fürchtete, angehalten und bestraft zu werden. Der Soldat, die Verlegenheit des Bauern bemerkend, fragte, was ihm fehle. „Ach, eck hebbe öhm sau veel dumm Tüg eseggt", stöhnte der Bauer und erzählte das ganze Gespräch. Der Soldat kannte den Herzog besser und überredete den Bauer, in die Stadt zu gehen, und versicherte, ihm würde kein Leid widerfahren. Nun wagte es der Bauer, verkaufte schnell seine Waren und eilte noch an demselben Abend wieder nach Hause.

Früh am folgenden Morgen ließ der Amtmann den Bauer zu sich rufen und fuhr ihn an: „Ihr verfl . . . Mensch seid beim Herzog gewesen und habt mich verklagt."

„Ach! du leiber Gott, ne, eck bin ja nich bi ehm eweßt, hei kamm jo tau mi", stotterte der Bauer, voll Furcht, was weiter erfolgen würde. Allein der Amtmann eröffnete ihm zu seiner großen Freude, daß der Herzog ihm seine schuldigen sechsjährigen Abgaben erlassen habe.

In der Kabinettsordre, die der Herzog noch an demselben Abend dem Amtmann zugeschickt hatte, war letzterem aufs ernstlichste eingeschärft, daß, wenn ein Untertan durch Unglücksfälle verarmt wäre und

seine Abgaben nicht bezahlen könne, es die Pflicht des Amtmanns sei, dem Landesherrn dies bekannt zu geben, damit dieser, um die Unglücklichen nicht völlig zu ruinieren, ihnen die Abgaben erlassen könne. Sollte der Herr Amtmann aber sich nochmals ein Verfahren zu schulden kommen lassen, wie mit diesem Bauer, so würde er sofort seines Amtes entsetzt werden.

Entzückt und bis zu Tränen gerührt eilt der Bauer nach Hause und erzählt seinem Weibe alles, was zwischen ihm und dem Herzog vorgefallen war, auch das, was er ihr am Abend zuvor verschwiegen hatte. Seine Bewunderung darüber, daß der Herzog das, was er ihm Unpassendes gesagt, gar nicht gerügt, sondern ihm auch noch eine große Wohltat erwiesen hatte, riß ihn seiner Frau gegenüber zu dem Vorschlage hin, dem Herzog die Kuh zu schenken, da sie doch ohne dessen überschwengliche Gnade verloren gewesen wäre. Die Frau, ebenso von Dankbarkeit durchdrungen, willigt freudig ein, und fort ziehen Mann und Kuh nach Braunschweig aufs Schloß. Hier fragt er die Schildwache, welche Zimmer der Herzog bewohne, und als ihm Auskunft erteilt war, verbeugte sich der Bauer gegen jeden Kopf, der sich an den bezeichneten Fenstern zeigte. Endlich traf es sich, daß der Herzog ans Fenster kam und den Bauer bemerkend ihn nach seinem Begehren fragen ließ. Dieser bezeugte seine aufrichtige Reue, bot seine Kuh mit ehrlicher Dankbarkeit an und ging betrübt, daß sie nicht angenommen, mit einem Lohn für die Mühe, sie gebracht zu haben, wieder nach Hause.

Auf energische Weise hat einst der Herzog die Kirchenzucht in seinem Lande aufrecht erhalten. Es hatten nämlich die männlichen Bewohner mancher Dörfer die schlechte Gewohnheit angenommen, an jedem Sonntage, statt in die Kirche, in die Schenke zu gehen und sich in Schnaps zu betrinken. Alle Ermahnungen der Prediger blieben fruchtlos, ja die Bauern nahmen diesen zum Hohn immer ihren Weg vor dem Pfarrhause vorbei, wenn sie bei Einläutung des Gottesdienstes nach der Schenke zogen. Endlich wandten sich die Prediger an die Landesregierung, die sofort an die Frevler einen strengen Befehl zur christlichen Begehung der Sonntagsfeier erließ. Der Befehl wirkte, mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, wo die Säufer fest entschlossen blieben, sich in ihren weltlichen Freuden nicht stören zu lassen. Am nächsten Sonntag nach der Verkündigung der herzoglichen Verordnung stellte sich der Prediger, als zum Gottesdienst geläutet wurde, in seine Haustür, um durch seinen Anblick die Vorübergehenden an ihre Pflicht zu erinnern. Vergebens, die Bauern gingen spöttisch grüßend an ihm vorüber und schlugen den Weg nach der Schenke ein.

Tief gekränkt durch solchen Hohn berichtet er eiligst an das Konsistorium und schildert die Widerspenstigkeit seiner Pfarrkinder mit den lebhaftesten Farben. Die Sache kam an den Herzog, und dieser entschloß sich, sogleich selbst einzuschreiten. An einem Sonntage fuhr er incognito nach dem Dorfe. In einem schlichten, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrocke trat er kurz vor Beginn des Gottesdienstes in

die Schenke, wo ein langer Tisch in der Trinkstube die Gäste erwartete.

Kaum hatte der Herzog an dem oberen Ende des Tisches Platz genommen, als die Glocken erklangen und die Stube sich mit Bauern füllte. Ein großer vierschrötiger Landmann, der infolge vieljähriger Praxis von Bier und Branntwein hochrot gefärbt war und der gewöhnliche Präsident der Zechgesellschaft zu sein schien, näherte sich dem Herzoge und musterte ihn mit geringschätzigen Blicken. Er schien es mit Unwillen zu ertragen, daß ein Fremder seinen Ehrenplatz eingenommen hatte. Indessen schwieg er doch, ließ sich aber mit lümmelhafter Gebärde zur Rechten des Herzogs auf einen Stuhl nieder. Die übrigen reihten sich an und füllten den ganzen Tisch. Nun trat der Wirt herein und setzte einen großen Henkelkrug voll Schnaps vor den Präsidenten hin. Dieser ergriff den Krug an beiden Henkeln, blickte den Fremden wegwerfend von der Seite an und tat einen tüchtigen Zug. Dann reichte er das Gefäß seinem Nachbar zur Rechten hin und sagte: „Gif et wieder!" (Gib es weiter.) Der Krug ging herum bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken. Dieser trank, gab dem Fremden durch Blick und Miene zu verstehen, daß er nichts bekommen werde, und ließ den Krug wieder zurückwandern mit den Worten: „Nu lat et wedder sau herüm gan!" (Nun laß es wieder so herum gehen). Und das Gefäß ging wieder links herum bis zu des Herzogs Nebenmann zur Rechten. Dieser trank, gab es wieder zurück mit schnalzender Zunge sprechend: „Nu lat et wedder sau herüm gan!'

Da sprang der Herzog auf und zeigte sich in Uniform, den Stern auf der Brust. Mit donnernder Stimme gab er sich den erschrockenen Bauern zu erkennen, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt über ihre Liederlichkeit und drohte mit strenger Strafe, wofern sie nicht von ihrem Ungehorsam ablassen würden. Dann schlug er seinen Nachbar zur Rechten hinter die Ohren, daß diesem die Zähne wackelten und sprach: „Gif et wieder!" Dieser gehorchte, aber der Folgende zögerte. Da zog der Herzog den Degen und rief: „Weiter gegeben, wer lässig ist, dem greife ich mit dem Degen unter die Arme!"

Diese entscheidende Sprache und der blitzende Degen erfüllte die Leute mit wunderbarem Eifer, den Befehl des Herzogs zu vollziehen. Die Ohrfeigen wanderten klatschend bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken, und kaum hatte dieser die seinige auf den linken Backen erhalten, so reichte ihm der Herzog eine zweite auf den rechten Backen und gab ihm die Weisung: „Nu lat et wedder sau herüm gan!" Die Ohrfeigen wanderten nun zurück zu des Herzogs Nachbar zur Rechten. Da schlug der Herzog diesem zum zweiten Male hinter die Ohren und sprach mit großem Gleichmute: „Nu lat et wedder sau herüm gan!"

Nachdem er diese Übung ein halbes dutzendmal wiederholt hatte, stand er auf, wiederholte seine Ermahnungen und ging von dannen, seine Untertanen in tiefster Rührung zurücklassend. Ihre Wangen glühten in der schönsten Purpurröte, schöner, als der reichste Genuß des Schnapses sie hätte

malen können. Die wackeren Leute wurden fortan die fleißigsten Kirchengänger.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel war ein überaus tätiger Herr. Nicht selten sah man ihn, wenn die Geschäfte sich häuften, mit den Sekretären arbeiten, selbst Auszüge und Abschriften machen, ihnen im Aufsuchen der Akten helfen usw., wobei die gute Laune ihn nie verließ, wenn er nur sah, daß die Arbeiten einen raschen Fortgang nahmen.

Sein Kabinettssekretär Petersen, ein geistreicher Mann, der mit großer Gewandtheit eine vorzügliche Geschäftskenntnis verband, hatte einst in später Nacht ein ihm vom Herzog diktiertes wichtiges Dokument, das noch in derselben Nacht mit einem Kurier abgehen sollte, fast vollendet, als er in der Eile statt des Sandes das Tintenfaß ergriff und das Papier ganz damit begoß. Petersen stand wie vom Schlage gerührt, denn noch andere Sachen, die der Kurier mitnehmen sollte, harrten der Ausführung. In solchen Augenblicken war der Herzog immer der erste, der durch seine Leutseligkeit den Erschrockenen zu beruhigen suchte. „Nun müssen wir das Dokument noch einmal schreiben", sagte er mit größter Ruhe zu Petersen. „Nehmen Sie die anderen Arbeiten vor, ich will die begossene Schrift, da es an Händen fehlt, selbst abschreiben." Und so geschah es.

Nach dem Antritt seiner Regierung (1780) besuchte der Herzog alle Behörden in Braunschweig. So kam er eines Morgens 9 Uhr ins Rathaus, wo er das Partenzimmer voller Menschen, die Ratsstube aber leer fand. Er fragte die Anwesenden: „Was wollt Ihr hier?" — Wir sind bestellt. — „Alle?" — Ja, wir haben Termin. — „Um welche Stunde seid Ihr bestellt?" — Um 9 Uhr. — „Geht nach Hause, Kinder. Ihr versäumt zu viel an Euren Geschäften und Broterwerbe; ich werde dafür sorgen, daß Ihr nicht früher bestellt werdet, als Ihr vorgenommen werden könnt". Er schickte sie alle fort und ging in die Ratsstube, um die Ratsherren zu erwarten. Von 10 Uhr an erschienen einzeln die Ratsmitglieder, um 11 Uhr endlich der Bürgermeister. Sie mußten sich setzen, und nun hielt ihnen der Herzog eine derbe Strafpredigt über unverantwortliche Pflichtversäumnis und Verleitung der Bürgerschaft zur Versäumnis ihrer häuslichen und geschäftlichen Pflichten. Späterhin schickte er von Zeit zu Zeit einen vertrauten Beamten in die Magistrats-Sitzungen, der nach Recht und Ordnung sehen mußte; auch mußten die Vorgeladenen tunlichst in den zur Verhandlung ihrer Angelegenheiten angesetzten Fristen abgefertigt werden.

Unter der Regierung des Herzogs Karl I. von Wolfenbüttel wurde auf dem Unterharze das Wild zur unausstehlichen Plage der Untertanen gehegt und gepflegt, nicht zur Befriedigung der Jagdlust, sondern zum Nutzen der herrschaftlichen Küche und Kasse.

Die Untertanen klagten, wurden aber nicht gehört. Als nun Karl Wilhelm Ferdinand, Karls I. Sohn, zur Regierung gekommen war, wandte man sich an ihn, und er entschied so: wenn ein Stück Wild einem Untertan Schaden zugefügt hat, so soll letzterer es dem Förster anzeigen und dieser soll das verklagte Wild totschießen pp. Die Herren vom Forst- und Jagd-Departement erinnerten, wie ehemals, an die Herzogliche Küche und Kasse. „Ei was", sagte der Herzog, „ich kann mich wohl satt essen ohne Wild, aber meine Untertanen nicht ohne Brot."

Der Geistliche einer Landgemeinde in der Nähe von Gandersheim befand sich auf seiner ziemlich einträglichen Pfarre ganz leidlich, nur sein Wohnhaus war im höchsten Grade baufällig und drohte einzustürzen. Um eine neue Wohnung zu erlangen, wandte er sich zunächst an seine Gemeinde. Diese, von der Gerechtigkeit der Forderung ihres geliebten Seelsorgers überzeugt, versprach bereitwillig einen ansehnlichen Beitrag zu dem Neubau herzugeben und alle nur in ihren Kräften stehende Dienste zu leisten, erklärte jedoch, daß sie den Bau ganz zu bestreiten mit dem besten Willen außerstande sei. Dem Prediger blieb nichts übrig, als sich an das fürstliche Konsistorium zu wenden und um Gewährung des Fehlenden aus Staatsmitteln zu bitten. Er wurde jedoch mit dem Bescheide: „Dazu fehlen die Fonds" abgewiesen.

Gleichwohl verlor er den Mut nicht, denn es galt sein und der Seinigen Leben; er ließ vielmehr eine

kräftige Darstellung der ihm drohenden Gefahr nebst einem untertänigen Gesuche an die fürstliche Geheimratsstube — so hieß damals die höchste Landesbehörde — abgehen. Allein auch hier fand er kein Gehör. Jetzt gab es für ihn nur einen Ausweg, eine Immediatvorstellung an den Herzog; doch als er eben mit Abfassung derselben beschäftigt war, verlautete mit Bestimmtheit, daß der Herzog in der nächsten Nacht auf einer Reise nach Holland das Dorf passieren würde. Die baufällige Pfarre lag dicht an der Heerstraße. Gegen Abend erhob sich ein heftiger Wind, und diesen klug benutzend, geriet der Prediger auf den seltsamen Einfall, seine Bitte nicht mit Worten, sondern durch eine symbolische Handlung, die der Aufmerksamkeit des hohen Reisenden nicht entgehen konnte, auszudrücken. Er legte daher um den Giebel seines Hauses einen mächtigen Strick, zog denselben, als man die Ankunft des Herzogs erwarten durfte, quer über die Landstraße, so daß dadurch der Weg versperrt wurde, und band ihn jenseits derselben an einigen Bäumen fest. Als nun der Wagen des Herzogs auf der Straße daher rollte, scheuten die Pferde vor dem Stricke und blieben stehen.

Der Herzog fragte verwundert: „Was gibt es denn?“ und die zahlreich versammelten Bauern entgegneten: „Ew. Durchlaucht, der Herr Pastor hat sein Haus angebunden, daß es der Wind nicht umreißt“. Voll Erstaunen fragte der Herzog weiter: „Was ist das? Ein Haus angebunden? Wo ist der Pastor? Man rufe ihn herbei.“

Tiefer befand sich bereits in der Nähe, um zu hören und nach Umständen zu handeln. Sogleich kam er aus seinem Versteck hervor, trat mit tiefer Verbeugung an den Wagen, gab den nötigen Aufschluß und bat alleruntertänigst und dringendst um Abstellung des Notstandes. Der Herzog fand zwar die gewählte Art der Bittstellung der geistlichen Würde völlig unangemessen und rügte sie in scharfen Ausdrücken, ließ jedoch im nächsten Sommer dem Prediger ein ansehnliches neues Wohnhaus aufführen.

Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel,

geb. 22. Juli 1671, gest. 1735, Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig. Vermählt mit Christine Luise von Öttingen.

Als im Jahre 1731 Ludwig Rudolf den braunschweigischen Thron bestieg, vereinigte er das 1707 zum unabhängigen Fürstentume erklärte Blankenburg im Harze wieder mit dem Mutterlande. Die Erhebung zum Kurfürstentume erforderte einen größeren Aufwand. Das Schloß Blankenburg erhielt damals seine jetzige Gestalt, und die Umgebung wurde durch manche Anlage verschönert. Fremde Gesandte suchten infolge der hohen politischen Stellungen der fürstlichen Familie das kleine Blankenburg öfter auf, und das dortige Hoflager verbreitete damals einen Glanz um sich, welcher den manches mächtigeren Fürstenhauses überstrahlte.

Zur Unterhaltung der Gäste wurden manche Festlichkeiten veranstaltet. Man ergötzte sich nach dem Geschmacke der damaligen Zeit an kleinen Schauspielen, an Ballschlagen, Reifwerfen, Schäfer- und anderen Spielen im nahen Tiergarten. Den meisten Jubel aber erregten die Bauernhochzeiten, welche bei Fastnachtsbelustigungen von den Herren und Damen des Hofes in bäuerischer Verkleidung aufgeführt wurden.

Bei einer solchen Gelegenheit kam einst, im Vertrauen auf das leutselige Wesen des Herzogs, ein Bauer namens Söllig aus Ströbeck bei Halberstadt zu demselben und schlug ihm vor, bei diesen Fastnachtshochzeiten auch die Gebräuche der Ströbecker Bauern einzuführen. Dort sei es nämlich Sitte, daß der Bräutigam die Braut im Schachspiele gewinnen müsse. Der Herzog fand Gefallen daran und ließ sich selbst mit Söllig in eine Partie Schach ein, denn die Ströbecker sind noch heute als gute Schachspieler bekannt. Hinter dem Stuhle des Fürsten stand das achtjährige Söhnchen des Bauern, welches der Vater zu Pferde mitgebracht hatte. Eben hebt der Herzog eine Figur auf, um einen scheinbar guten Zug zu tun. Da klopft ihn der Junge vertraulich warnend auf die Schulter mit den Worten: „Vadder, met Rat!“ und setzt mit seltenem Scharfsinn auseinander, welche üblen Folgen dieser Zug haben würde. — Die unbefangene Munterkeit des Knaben gefiel dem Herzog so sehr, daß er ihn an seinem Hofe erziehen und später zum Prediger ausbilden ließ.

Herzog Wilhelm von Braunschweig

geb. 25. April 1806, gest. 18. Oktober 1884, zweiter Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, blieb unvermählt. Mit ihm erlischt die ältere Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg. —

Als der letzte Herzog von Braunschweig-Oels auf seine Kosten eine Telegraphenverbindung zwischen Breslau und seinem Schlosse Sibyllenort herstellen ließ, und als er zum erstenmal das im Schlosse eingerichtete Telegraphenzimmer besuchte, erklärte ihm der Telegraphist den Apparat und telegraphierte schließlich zum besseren Verständnis mit Erlaubnis des Herzogs an die Station Breslau: „Durchlaucht besuchen eben zum erstenmal das Telegraphenbureau und befinden sich in erwünschtestem Wohlsein."

Nach einigen Minuten meldete die Glocke eine Antwort. Der Telegraphist wickelte den Streifen ab und las laut: „Beides ist mir ganz . . . ." dann stockte er. „Nun?" fragte der Herzog. „Durchlaucht, ich . . ." „Lesen Sie, ich befehle es!" „Beides ist mir ganz schnuppe", stotterte der Telegraphist.

Die Bewohner der Hauptstadt Braunschweig wünschten dringend, daß der Landesherr sich vermähle und sahen deshalb mit Besorgnis, wie Jahr auf Jahr verstrich, ohne daß an eine Erfüllung des Wunsches gedacht wurde. Sie beschlossen deshalb, in einer untertänigen Petition ihrem Herzen Luft zu machen. Drei der angesehensten Bürger wurden mit der Überreichung beauftragt. Der Herzog empfing sie sehr gnädig und versprach, die Antwort baldigst zu geben.

Kaum eine Stunde war verflossen, seit die Deputation den Palast verlassen hatte, als an den Straßenecken der Stadt große Zettel angeschlagen wurden. Der Inhalt derselben lautete:

Herzogliches Hoftheater.
Auf Allerhöchsten Befehl.
Heute Abend:
Ich bleibe ledig.
Lustspiel von C. Töpfer.

Herzog Wilhelm von Braunschweig kam einst von der Jagd aus dem Altenbraker Reviere gefahren. In der Nähe von Togtenrode brachen die Stangenpferde die Stange ab. Zufällig hält an der Stelle ein Hüttenfuhrmann Schmidt aus Altenbrak. Dieser kommt den Rosse- resp. Wagenlenkern des Herzogs mit Beil und Stricken zu Hilfe. Bald ist der Schaden ausgebessert. Bevor der Herzog seinen Weg wieder fortsetzt, bietet er dem Fuhrmann einen Dukaten für seine Bemühung. Dieser aber antwortet, weil er schwerlich Se. Hoheit in diesem Herrn vermutet hatte: „Dat laten se man; der eine Faurmann mott den annern ut der Not helpen!“ — Lachend fuhr der Herzog davon.

Derselbe Herzog hatte einst der Domina X. vom . . . . kloster ein goldenes Kreuz verliehen, um ihre Würde als Äbtissin noch mehr zu kennzeichnen. Die betreffende Dame begab sich nach einiger Zeit ins Schloß, um dem Herzog ihren Dank für diese Auszeichnung auszusprechen. Sie wurde sehr gnädig empfangen, und der hohe Herr knüpfte ein freund-

liches Gespräch mit ihr an, nach dessen Beendigung er auch das bekannte Zeichen der Verabschiedung, eine leichte Handbewegung, machte. War nun die Domina nicht darauf vorbereitet oder verstand sie es falsch, kurz, sie setzte sich in den ersten besten Sessel, den sie fand. Unglücklicherweise war dies ein Schaukelstuhl, der sich auch mit seiner leichten Bürde schnell in Bewegung setzte. Je mehr die entsetzte Dame sich abmühte, aus ihrer schwierigen Lage herauszukommen, desto höher flog sie, und ihre gestammelten Entschuldigungen vermehrten das Komische der Situation. Der Herzog lachte, daß ihm die Tränen aus den Augen kamen, half aber schließlich der geängstigten Dame aus der peinlichen Lage.

Daß der Herzog Wilhelm ein leidenschaftlicher Tabakraucher war, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Derselbe rauchte die echten „Bock"-Zigarren, die pro Stück über eine Mark kosteten und meist besonders für ihn angefertigt wurden. Zehn bis fünfzehn Stück für den Tag war für den Herzog nicht viel, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß der Fürst nie aus seiner Spitze rauchte und meist die halbe Zigarre fortwarf oder bei Seite legte für ungenannte Kunden. Fuhr der Herzog aus, so pflegte er beim Einsteigen die nicht selten kurz zuvor angezündete Zigarre fortzuwerfen, und diese Gewohnheit machte sich nicht nur mancher Junge und nicht nur mancher Diener zunutze, um eine Zigarre des Herzogs zu besitzen oder auch zu rauchen. Genug, bei solchen Ausfahrten oder auch bei Spaziergängen pflegten

immer schon einige Liebhaber zur Erhaschung einer solchen auf der Lauer zu liegen. Einer glaubte indes auf solche Abfälle von des Herrn Tische ein besonderes Vorrecht zu haben, und das war der alte stadtbekannte Pieper, das war der „Pieper mit dem roten Kragen", der von jedermann gekannt und von jedem Jungen gehaßt und gefürchtet wurde. Dieser Pieper führte ein herzogliches Garten-Aufseher-Amt mit mustergültiger Gewissenhaftigkeit und war stets eine halbe Stunde vor der Ausfahrt oder vor dem Spaziergange seines Gebieters, gestützt auf seinen handfesten Stock und begleitet von seinem hinkenden weißen Spitz, dessen Alter niemand mehr anzugeben vermochte, zur Stelle, und zwar, um die Türen eventuell zu öffnen und um die nur zu oft zu seinem Verdrusse in hellen Scharen herbeieilenden jungen Braunschweiger von der Altenwiek in angemessener Entfernung zu halten und — um die in Aussicht stehende Zigarre Herzog Wilhelms nicht in vulgäre, in nicht hoffähige Hände gelangen zu lassen.

Ausgang des Jahres 1869 geht der Herzog, seiner damaligen Gewohnheit gemäß, des Morgens um 8 Uhr zu Fuß und allein vom Schlosse durch die Allee des Gartens und ins große Gewächshaus. In diesem pflegte der Herzog eine halbe Stunde auf und ab zu promenieren, sich auch im Mittelbau, wo derzeit immer zu dem Zwecke einige Bänke standen, zu setzen, um von da aus die von ihm in seinem ganzen Leben geübte Fütterung der gefiederten Welt vorzunehmen. Zu solchem Zwecke hatte der Herzog stets Gebäck in seiner Manteltasche bei sich.

Pieper steht in der Gartenallee und bewacht mit Argusaugen das Gewächshaus und verfolgt die Promenade des Herzogs nach dem hier und da aus den Luftklappen kommenden Zigarrenrauch. Da ereignet sich eines Tages, daß Herzog Wilhelm wider Piepers Erwarten plötzlich aus der Osttüre des Gewächshauses heraustritt und sieht, wie „der alte Rotkragen" sich gerade bückt und einen Zigarrenrest in den Taschen seines Mantels verschwinden läßt.

„Na, was hat man da?" sagte der Herzog zu dem vor Verlegenheit außer Fassung geratenen treuen Diener. „Was wars?" wiederholte der Herzog, der immer noch keine Antwort erhalten konnte. „Ich — habe — habe — habe" stammelte Pieper, ohne aber weiter zu gelangen. „Nun", fährt der Herzog Wilhelm fort, „ich will es ihm sagen. Er hat sich geirrt: Er glaubte, eine von meinen Zigarren gefunden zu haben, und ich habe gar keine dahingeworfen. Ich erwarte, daß er den Rest wieder fortwirft. Guck, so sieht meine Zigarre aus! Nun vergleiche er, daß ich recht habe."

Der Herzog zeigte also eine eben anzusteckende Zigarre vor und fuhr fort: „Na, habe ich recht?" Damit gewinnt aber Pieper seine Fassung, greift in die Tasche, hält den gefundenen Zigarrenstummel neben die immer noch vorgehaltene Zigarre des Herzogs und spricht: „Ja, Hoheit, Sei hätt Recht; düsse is nich ganz so grot un of nich so swart wie Ere; aber slecht is se of nich!" — „Na, also werfe er die nur fort und rauche er meine," meinte der Fürst und schickte sich an, weiter zu gehen. Pieper aber stammelte noch

„Hm ja“ und andere bedenkliche Laute, und dies gibt dem Fürsten Veranlassung zu fragen: „Na, Alter, was hat er denn noch?“ und nun begann der Dienstbeflissene folgenden Vortrag: „Hoheiten, ick nehme dä Zigarre un danke ok; aber dä andere smiete ick nich weg, denn wenn se von Sei nich is, dann is se vom Hofmarschall un däne siene sind ok nich slecht. Wieder was hüte noch keiner hier! Aber — Hoheitens, dä Jungens dä grabschet se mick immer weg; mit dä Jungens hebbe ick mine Last. Alles rugeniert se, allens nehmt se mit un mick schimpet se ut! Wenn Hoheiten dagegen mal wat dauen wollen.“ — —

Leutselig folgte der Herzog interessiert jedem Wort des Alten und meinte: „Na, er hat doch da einen guten Hund; da kann er sich doch also helfen; und einen guten Knüppel hat er auch, und ein ordentlicher Braunschweiger ist er auch, da fehlt doch nichts!“ — „Ja“, entgegnete Pieper, „Hoheiten, ick bin old, dei Hund is old; ick, ick hinke un dei Hund dei hinket, wat soll ick nu maken? Un von de Herren up et Büroh da kriege ick et denn upehalset.“ — „Pieper, er kann seinen Dienst noch tun, und wenn er einen jungen Hund kaufen will, dann tue er's; gehe er zu Hartmann (der spätere Geheimsekretär) und lass' sich zehn Taler geben, dann wird es schon noch einige Zeit gehen“, und weitergehend will der Herzog nun das Gespräch als beendigt ansehen, indes nicht Pieper, der noch fortfährt: „Un wenn Hoheitens anschrieben laten wollen, dat dä Jungens nich mehr in den Slotgaren dörpet, dann wäre et ok mit dä Schimperie alle.“ — „Das

geht nicht!" sagte der Herzog bestimmt, „und lassen Sie die Jungens nur schimpfen. Sie werden als Junge auch geschimpft haben," fügte er beschwichtigend bei. Doch so kam der Herzog von der Unterhaltung noch nicht ab, denn Pieper wollte nun die Gelegenheit auch ordentlich wahrnehmen und stellte nun den Antrag: „Denn nähmen Hoheiten mick doch den roden Kragen ab, denn dä Jungens seiht mick mit den Roten von wieten un von wieten ropet se ok schon."

Herzog Wilhelm lehnte kurz und bestimmt auch diese Bitte ab und fragte: „Aber was rufen denn die Jungens, mal raus damit!" Auf diese Frage war der Alte aber nicht vorbereitet, denn jedenfalls mußte er jetzt zum ersten Male in seinem Leben den auf ihn gemachten und dem Herzoge längst bekannten Vers, der ihm schon so viel Verdruß bereitet hatte, selbst hersagen. „Nun, was sagen die Kinder?" und nach diesen Worten des Herzogs stotterte der alte Pieper den Vers heraus:

Pieper mit dem roten Kragen
Wollte alle Kinder schlagen;
Pieper ist nicht ganz gesund,
Pieper ist ein Schweinehund. —

Der Herzog, vor Lachen sich schüttelnd, greift in die Tasche, langt einen blanken Louisdor hervor, gibt solchen dem Alten und ruft im Fortgehen, um nicht noch länger aufgehalten zu werden: „Es bleibt aber alles beim alten, Alter!"

Herzog Erich I. der Ältere von Calenberg,

geb. 14. Februar 1470, gest. zu Hagenau am 26. Juli 1540, Sohn Wilhelms des Jüngeren. Vermählt in erster Ehe mit Katharina von Wettin (Sachsen-Meißen), in zweiter Ehe mit Elisabeth von Brandenburg.

Herzog Erich I., Stifter der älteren Kalenbergischen Linie, war ein tapferer, menschenfreundlicher Fürst, dessen einziger Fehler eine zu weit getriebene Freigebigkeit war. Da dieselben Tugenden und Fehler auch dem damaligen deutschen Kaiser, dem herrlichen Maximilian I., eigen waren, so verknüpfte beide Fürsten bald das Band aufrichtiger Liebe und gegenseitiger Hochachtung, das noch inniger wurde, als Erich in der Schlacht bei Regensburg (1504), die Maximilian zu Gunsten seines Schwagers Albrecht von Bayern gegen die mit dem Pfalzgrafen Ruprecht verbündeten Böhmen lieferte, dem schon vom Pferde geworfenen Kaiser mit eigener Lebensgefahr das Leben rettete, wofür dieser seinen treuen ritterlichen Vasallen kaiserlich belohnte.

In diesem Kriege mußte Maximilian die starke Festung Kufstein in Tyrol belagern, welche der als Kriegsheld weit berühmte Ritter Benzenauer aufs tapferste verteidigte. Mehrere vergebliche, immer mit Verlust für die Belagerer abgeschlagene Angriffe verleiteten den sonst so milden Kaiser zu dem unbesonnenen Schwure, er wolle, wenn er endlich die Festung genommen habe, die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, und jeder, der für einen der Belagerten eine Fürbitte einlege, solle eine Ohr-

feige erhalten. Endlich wurde die Festung unter großem Blutvergießen erstürmt, und Maximilian ließ wirklich im ersten Zorn den tapferen Befehlshaber Benzenauer nebst 18 der besten Krieger auf der Stelle hinrichten. Als nun die Reihe an das noch übrige Häuflein kommen sollte, da ging dem menschenfreundlichen Erich das Herz über, und es schien ihm grausam, daß so heldenmütige Verteidiger die Erfüllung ihrer Pflicht mit dem Tode bezahlen sollten. Des Kaisers Schwur war ihm wohl bekannt; er lief also, wenn er eine Fürbitte wagte, nicht nur Gefahr, seines kaiserlichen Freundes Gunst zu verlieren, sondern setzte sich auch einer öffentlichen Beschimpfung aus. Dennoch zögerte er nicht, für die noch Übrigen des Kaisers Gnade zu erflehen. Aber auch den edlen Maximilian reute längst sein übereilter Schwur. Sein Gesicht erheiterte sich, als er den Retter seines Lebens so warm und innig sprechen hörte, und, froh der willkommenen Veranlassung, gab er die gefangenen Verteidiger los, indem er dem Bittsteller, um seinen Schwur zu lösen, mit freundlicher Miene und wie im Scherz einen Backenstreich gab.

Die Belagerung und Eroberung des Kufstein erzählt ein Gedicht aus jener Zeit, dessen letzter Vers lautet:

Achtzehn tät man da richten,
Die andern ließ man stahn.
Das Recht tät man erleichten,
Fürst Erich hats getan.
Zum Kaiser tät er sprechen,
Gnädigster Herr Hochgeborn,
Gebt mir die armen Knechte,
Die besten hat man verlorn.

Da antwort der Kaiser ihm:
Wir han geschworen einen Eid,
Wer fürbittlich sich zeiget ihm,
Dem wird ein Backenstreich.
Im Schein des Zorns er blicket,
Er hub seine rechte Hand,
Mit Lachen er's fein schicket
Und schlug ihn auf die Wang'!

Im Saupark zu Springe war Jagd. Herzog Erich ritt, nur von seinen Rüden begleitet, still seines Weges. Er trug einen grünen Jagdrock und ebensolche Beinkleider, Stiefel von Hirschleder und einen spitzen grauen Hut mit einer Reiherfeder. An seiner linken Seite hing ein silbernes Hifthorn und ein Hirschfänger mit goldenem Griffe, und seine rechte Hand umfaßte einen Fangspieß, den er zum Zeitvertreib spielend im Kreise schwang.

Nach einigen Stunden nahm ihn der Wald auf. Voran die witternden Hunde, deren helles Geläute das Echo vielstimmig zurückwarf. Plötzlich schlug die Meute lauter an und jagte, ohne auf Pfiff und Zuruf zu achten, im vollen Laufe durch dick und dünn. Herzog Erich gab seinem Pferde die Sporen und trabte nach.

Als er zu einer kleinen Lichtung kam, stieß er auf seinen Diener Heinz, der ausgestreckt am Boden lag und aus einer Wunde blutete. Vor ihm lagen zwei große Körbe mit Speisen. Rasch sprang der Herzog vom Pferde und mit den Worten: „Du Bengel, wat liegst du dar?" hob er ihn auf und lehnte ihn mit dem Rücken an den Stamm einer Tanne.

Das Gebell der Meute wurde immer heftiger, und als der Herzog, den Fangspieß in der Rechten und mit der linken Hand das Pferd führend, tiefer in den Wald drang, erblickte er einen mächtigen Keiler, der Mühe hatte, die wütenden Hunde von sich abzuwehren.

Ohne langes Besinnen band der Herzog sein Pferd an eine junge Fichte, faßte mit beiden Händen den Jagdspeer und fing den Eber weidgerecht ab. Gleich darauf klang das „Hallali!" lustig durch den Wald, begleitet von dem Gekläffe der Meute, die den erlegten Eber schnuppernd und freudig wedelnd umkreiste.

„Was hast du denn gemacht?" fragte der Herzog den Diener.

„Herr", antwortete dieser, „wenn Ihr nicht mit Euren Hunden gekommen wäret, lebte ich nicht mehr. Ich wollte mich mit den Eßkörben nach der Jagdgesellschaft drüben im Hirschgrund begeben, als ich von dem Eber angefallen und am Bein verwundet wurde. Es war mir nicht möglich, die Körbe so rasch vom Rücken zu reißen, um das Tier zu stellen."

„Es ist noch gut abgelaufen", meinte der Herzog. „Warte ein wenig. Die Jagdgesellschaft wird bald kommen und dich nach Hause bringen."

Damit hieb er mit dem Fangmesser Reisig von den Tannen und bedeckte das erlegte Wild.

Im Jahre 1503 war Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut ohne Hinterlassung männlicher Erben gestorben, nachdem er, mit Umgehung seiner

nächsten Agnaten, Albrecht und Wolfgang von München und seinen Schwiegersohn, Ruprecht, Pfalzgrafen am Rhein zu Erben ernannt hatte. Kaiser Maximilian aber entschied im Fürstenrate, daß das Reichslehen Georgs in die Hände seiner Vettern übergehen sollte. Dem widersetzte sich Pfalzgraf Ruprecht, vereinigte sich mit seinem Vater, dem Pfalzgrafen Philipp, und bat Ludwig XII. von Frankreich um Hilfe. 1504 fiel Ruprecht mit seinem Heerbann in die bayrischen Lande ein und verwüstete, was ihm in die Hände geriet.

Herzog Erich der Ältere, der das Land zwischen Deister und Leine, die Stadt Hannover und das Fürstentum Oberwald regierte, hatte sich mit Katharina, der Tochter des Herzogs Albrecht von Sachsen und Witwe Sigismunds von Österreich, vermählt. Er hielt deshalb zu Kaiser Maximilian, der gegen die widerspenstigen Pfalzgrafen rüstete.

In Mengersbach, unweit Regensburg in Bayern, trafen sich die feindlichen Heere. Herzog Erich befehligte die Vorhut der kaiserlichen Armee, die hauptsächlich aus leichten Reitern und Landsknechten bestand.

Es war ein trüber Morgen, als die beiden Heere aufeinander stießen. Im Handgemenge wurde die Vorhut des kaiserlichen Heeres hart bedrängt, weshalb der Kaiser zu ihrer Unterstützung die von Herzog Erich befehligten Landsknechte vorrücken ließ. Brust gegen Brust, Schwert gegen Schwert begann der Kampf. Wütend stießen die Kämpfer aufeinander, aber keiner wich. Da stürzte der Pfalzgraf Ruprecht

mit der Reiterei auf das kaiserliche Fußvolk und brachte es zum Weichen. Der Kaiser, der die Gefahr sah, stellte sich an die Spitze der sich Zurückziehenden und bahnte sich mit dem Schwerte einen Weg in die feindlichen Reihen. An seiner Seite focht Herzog Erich. Den Kaiser verließ die Besonnenheit. Mut und Kampflust rissen ihn hin, er kam ins Handgemenge und wurde plötzlich mit einem Morgenstern so gewaltig auf den Rücken getroffen, daß sein Schlachtroß unter ihm zusammenbrach. Herzog Erich stürzte herbei, ergriff den Kaiser dort, wo der blanke Stahlpanzer ihm einen sicheren Halt bot, hob ihn mit Riesenkraft in die Höhe, während er zu gleicher Zeit den andringenden Feind abwehrte und setzte den Kaiser wieder auf seinen Streithengst. In diesem Augenblick wurde der Herzog zweimal gefährlich verwundet. Aber der Held achtete der Wunden nicht. Er stürzte sich von neuem ins Kampfgewühl, und überall sah man sein mächtiges Schwert blitzen. Der Blutverlust war aber zu groß, sein Arm ermattete, eine Wolke senkte sich auf sein Auge, und er fiel besinnungslos von seinem treuen Schlachtrosse „Wolf“ auf das blutgetränkte Blachfeld. Die Schlacht nahm ihren Fortgang, und eiserne Fußtritte und Rosseshufe eilten über ihn weg.

Der lange Heinz, der den Herzog schon seit geraumer Zeit vermißte, suchte ihn überall und fand ihn endlich unter Toten und Verwundeten. Damit man seinen hohen Herrn nicht erkenne, rief der Kriegsknecht ganz kordial: „Du Bengel, wat liegst du dar?“ Diese List gelang. Unangefochten setzte er den Herzog

aufs Pferd und brachte ihn in Sicherheit. Der Kaiser, der sich längst wieder im dichtesten Kampfgewühl befand, sammelte in Eile eine Schar Reiter und drei Fähnlein Fußvolk um sich und stürzte sich mit furchtbarer Gewalt auf den Feind. Der Angriff gelang. Die Bayern und Franzosen wichen.

Umsonst versuchte Pfalzgraf Ruprecht die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Er selbst wurde in dem Strome der Verzagten fortgerissen, und der Rückzug endete mit wilder, regelloser Flucht. Die Kaiserlichen hatten gesiegt.

Herzog Erich wurde wegen seiner in der Regensburger Schlacht bewiesenen Tapferkeit mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Kaiser Maximilian schlug ihn im Angesichte des ganzen Heeres zum Ritter und gab einen „gülden glänzenden Stern" über dem Pfauenschweife seines Helmzeichens zum Wappen, das noch heute das letztere schmückt. Dieser Stern sollte symbolisch andeuten: „Wie ein Himmelsgestirn an Glanz andere überstrahlt, ebenso übertrifft Herzog Erich der Ältere an ritterlichen Tugenden andere Fürsten."

Der Kaiser machte ihm außerdem reiche Geschenke, nannte ihn gerührt seinen Freund und Bruder und übergab ihm zum Andenken an diese ewig denkwürdige Schlacht eine den Böhmen entwundene Fahne, die noch heute in der Kirche zu Hannoversch-Münden zu sehen ist.

Im Jahre 1521 befand sich Herzog Erich der Ältere mit auf dem Reichstage zu Worms, als Luther

vor Fürsten und Herren seine Lehre verteidigte. Die Unerschrockenheit und Freimütigkeit des großen Reformators gefiel dem Herzoge, obgleich er Katholik war. Als nun Luther sein ewig denkwürdiges Wort: „Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders" gesprochen hatte und, erschöpft von der Anstrengung des Tages, nach Hause gekommen war, sandte ihm Herzog Erich eine silberne Kanne voll Einbecker Bier mit der Bitte, er möge sich daran erquicken. Luther fragte den Überbringer: „Welcher Fürst gedenkt denn meiner also in Gnaden?" und als er vernahm, daß ein katholischer Herr seiner so freundlich gedenke, ja, daß derselbe selbst zuvor aus der Kanne getrunken habe, zum Beweise, daß der Trank echt und lauter sei, da trank er auch und sagte: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke sein unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe." Diese Worte wurden dem Herzoge hinterbracht, und wirklich gedachte er ihrer in seiner letzten Stunde.

Nach Beendigung der Hildesheimschen Stiftsfehde befand sich der Herzog in einer großen Schuldenlast, welche neben den Kriegskosten noch durch wuchernde Gläubiger vermehrt wurde. Weit entfernt aber war der edle Fürst, sich an seinen durch die Kriegsdrangsale schon so hart mitgenommenen armen Untertanen zu erholen. Um vielmehr die Last von diesen fern zu halten, veräußerte er seine kostbarsten Kleinodien, wie schmerzlich ihm auch die Verzichtleistung auf manche derselben sein mochte. Selbst sein liebstes Prachtstück, ein aus Gold gearbeiteter und mit Edel-

steinen besetzter Mundbecher mußte verkauft werden. Als die Reihe an diesen ihm so teuren Pokal kam, und der damalige Kanzler Jakob Reinharter, den diese edelmütige Selbstverleugnung des Fürsten tief rührte, den Herzog davon zurückbringen wollte, erwiderte der wackere Fürst: „Ja, mein lieber Kanzler! Aber wie soll ichs denn machen? Ich bin ein armer Fürst, und meine armen Leutlein können mir nicht mehr geben!“

Durch die Geldverlegenheit des Herzogs gelang es einem betrügerischen Alchimisten, den Fürsten für seine Kunst zu gewinnen; denn die Alchimie ward um jene Zeit von vielen hohen Personen geliebt und geschätzt. Der Abenteurer versicherte, mittelst geheimnisvoller chemischer Arbeiten Kupfer in Gold oder Silber verwandeln zu können. Er zeigte mehrere angeblich auf solche Weise gefertigte Sachen und versprach, durch seine Kunst dem Herzoge aus allen seinen Schulden zu helfen. Aber wie lockend auch diese Verheißung war, und wie sehr auch der Glaube an die geheimen Künste der Alchimie sich damals der Gemüter, selbst vieler Gelehrten und Großen, bemächtigt hatte: Herzog Erich, dem Aberglauben seiner Zeit entrückt, ließ gleichwohl durch solche Vorspiegelungen sich nicht blenden. Er forschte der Sache tiefer nach. Und als er nun herausgebracht hatte, daß das auf solche Weise gewonnene Gold und Silber zwar bis zur neunten Verarbeitung Probe halte, dann aber allmählich an Güte verliere, da sprach er zornig: „Ei, du loser Schelm, ich habe

mein graues Haupt vor allen Fürsten des Reichs mit Ehren getragen, und du wolltest mich noch in meinem hohen Alter zu einem Land- und Leutebetrüger machen? Hebe dich weg von mir, oder ich lasse Dir die Augen ausreißen!"

Von seiner entschiedenen Liebe zur Eintracht gab der Herzog im Jahre 1533 zu Hannover einen sprechenden Beweis. Dort waren infolge der Einführung der Reformation bedenkliche Unruhen unter den Bürgern ausgebrochen, die den Rat der Stadt veranlaßten, den Herzog um schleunige Verfügungen zu bitten. Herzog Erich eilte selbst nach Hannover. Da aber der Aufruhr immer größer wurde, rief er dem Rate zu: „Haltet mir das Geleit! Helft mir hinaus und sehet zu, wie ihr die Bürger stillet!" Und als nun der Bürgermeister Schacht versicherte, der Herzog habe so gut Geleit, als der Magistrat, erwiderte er: „Ihr habt recht. Ihr wollt mir Geleit zusagen, und habt selbst keins!" Endlich schlug der älteste Worthalter Arensberg vor, es möge ins Stadtbuch geschrieben werden, daß Seine fürstliche Gnaden die angefangene Religionsänderung weder geheißen, noch verboten habe. Dies genehmigte der Herzog mit den treuherzigen Worten: „So man's nicht vorn einschreiben wolle, möge man es hinten einschreiben; es sei ihm gleich; — er wolle nur Eintracht unter den Bürgern machen."

Kurfürst Ernst August von Hannover,

geb. 20. November 1629, gest. 23. Januar 1698, Sohn des Herzogs Georg in Calenberg. Vermählt mit Sophie von der Pfalz, Enkelin von König Jakob I. von England.

Was ein großer Bart vermag, beweist folgende Erzählung. Im Jahre 1687 sollte der bisher zu Wollershausen amtierende Pastor Johann Georg Ellissen seinem Vater, dem Pastor M. Georg Ellissen zu Andreasberg adjungiert werden. Da er aber bei seiner Probepredigt sich sehr furchtsam bewiesen hatte, so wollten ihn einige Bürger durchaus nicht haben und behaupteten sogar ein freies Wahlrecht der Gemeinde. Eine von ihnen deshalb an den Herzog Ernst August in Hannover gesandte Schrift bewirkte jedoch nichts weiter als einen derben Verweis, und die Einführung des Pastors Ellissen jun. ward angesetzt. Die Obergeschworenen Michael Hartzig und Simon Ameiß standen an der Spitze der Unzufriedenen. Als die Gemeinde nach Gewohnheit befragt wurde, ob sie den Pastor Johann Georg Ellissen zu ihrem Prediger haben wolle, antworteten einige vor der Kirchtür, sie wollten Ellissen durchaus nicht haben. Einige drangen sogar in die Kirche und verübten dort manchen Frevel. Es erscholl der Ruf: „Heraus, heraus, ihr Männer und Weiber, und reißet den Priester von dem Altare weg!“

Gleichwohl ward Ellissen eingeführt. Die Urheber dieses ärgerlichen Aufruhrs wurden zur Verantwortung gezogen und nach Gebühr bestraft. Unter diesen ward der Obergeschworne Michael Hartzig

mit der Strafe der Absetzung belegt. Er war es nun, dessen langer wunderbarer Bart das bewirkte, was alle seine devoten Gesuche um Begnadigung nicht bewirken konnten. Dieser Bart, der ihn einem unterirdischen Weltweisen ähnlich machte, war eine Spanne dick und $^1/_4$ Lachter ($=^1/_2$ Meter) lang, weißgrau und glänzend, an beiden Seiten mit Knötchen versehen. In diese Knötchen pflegte Hartzig, wie es nun eben die Jahreszeit mit sich brachte, wohlriechende Blumen oder wenigstens Rosmarinstengel zu stecken.

Mit diesem wunderbaren Barte machte sich Hartzig, in eine Puffjacke gekleidet, auf und reiste nach Hannover, um bei dem Herzog Ernst August, dem nachmaligen Kurfürsten, persönlich um Gnade zu flehen. Der Herzog wollte ihn indes anfangs durchaus nicht vor sich lassen. Da traf es sich zu Hartzigs Glück, daß gerade des Herzogs einzige Tochter Sophie Charlotte ihn in seinem merkwürdigen Aufzuge zu Gesicht bekam. Diese machte ihrem Vater eine so lebhafte Beschreibung von Hartzigs Barte, daß der Herzog ihn vorließ. Der Fürst mußte selbst gestehen, daß in seinem ganzen Lande ein so großbärtiger Mann nicht anzutreffen sei, und entließ ihn mit den Worten: „Um Eures Bartes willen sollt Ihr Euren Dienst wieder haben.“

Michael Hartzig ward also wieder Obergeschworner und hielt fortan seinen Bart noch mehr in Ehren, als früher. Jedes ausgekämmte Haar sammelte er in einer Schachtel und verwahrte diese mit der besonderen Bestimmung, daß sie einst mit ihm in den Sarg gelegt werden solle. Er lebte nachher nicht sehr

lange mehr, und sein Wunsch in Betreff jener Schachtel ward bei seiner Bestattung erfüllt.

Kurfürstin Sophie von Hannover,

Tochter Elisabeths von Stuart, Gemahlin des Herzogs und späteren Kurfürsten von Hannover, Ernst August. Sie war geboren 1630 und starb, seit 1698 verwitwet, 1714.

Man hatte der verwitweten Kurfürstin Sophie von dem originellen Prediger Sackmann in Limmer erzählt, und sie wünschte ihn in der Schloßkirche zu hören. Sobald er den Befehl erhalten, wanderte Sackmann ohne Umstände dahin und zeigte nun, daß er seinen Vortrag, dessen Thema gewesen sein soll: „Aus nichts hat Gott die Welt erschaffen", nach dem Zustande seiner Zuhörer einzurichten verstand. Er wußte gewiß auch recht gut, daß der gelehrten Kurfürstin, als einer süddeutschen Prinzessin, das Plattdeutsche durchaus fremd sein mußte. Die Kurfürstin äußerte, sie finde das Sonderbare gar nicht in der Predigt, was ihr von ihm hinterbracht sei. Bei der Audienz fragte sie ihn, ob er in seiner Kirche ebenso predigte, wie sie ihn gehört hätte? „O nein, gnädigste Landesmutter", war seine Antwort, „wie würden mich meine armen Schafe verstehen, wenn ich nicht anders predigen wollte? Mit den Einfältigen muß ich einfältig reden, wofern ich ihnen nützen will." Die Kurfürstin entließ ihn hierauf mit dem Ausdruck ihrer Zufriedenheit und der Ermahnung, in seiner Amtstreue fortzufahren.

Bei diesem Anlaß wird von Sackmann noch erzählt, daß er den ihm nach Limmer gesandten Hofwagen nicht benutzt und deshalb nach dem Grunde gefragt worden sei. Darauf habe er geantwortet: „Es steht nicht geschrieben, fahret hin in alle Welt, sondern gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur."

Herzog Georg Wilhelm von Celle,

geb. 26. Januar 1624, gest. 28. August 1705, Sohn des Herzogs Georg in Calenberg. Vermählt mit Eleonore d'Olbreuse.

Herzog Georg Wilhelm von Celle war in seiner Jugend ein lebensfroher Herr, der die Freuden am glänzenden Hofe von Versailles und zur Karnevalszeit in Venedig mehr liebte, als das einfache Leben in einer nordischen Residenz.

Einst, als der Herzog sich in Venedig aufhielt, trat auf einem Spaziergange ein zerlumpter Bettelknabe, Francisco Maria Capellini Stechinelli, an ihn heran und bat um ein Almosen. In froher Laune warf der Herzog dem Knaben ein Goldstück hin. Bestürzt über die Freigebigkeit reichte ihm der Empfänger das Gold mit der Bemerkung zurück, der Herr müsse sich geirrt haben, das sei kein Geschenk für einen Bettler.

„Ist es dir zuviel?" fragte Georg Wilhelm lächelnd, „so wechsele es und gib mir das Übrige heraus."

Der Knabe sprang davon, und der Herzog setzte, ohne weiter an den Vorfall zu denken, seinen Weg

fort. Plötzlich hörte er hinter sich rufen. Als er sich umsah, erblickte er den Bettelknaben, der atemlos herbeieilte und treuherzig die gewechselte Münze darbot. Erstaunt über die ungewöhnliche Ehrlichkeit des Knaben schenkte der Herzog diesem nicht allein das gewechselte Geld, sondern versprach auch, während seiner Anwesenheit in Venedig für ihn sorgen zu wollen. Oft sah der Herzog nach dem Knaben, der bald Gelegenheit fand, sich seinem Wohltäter dankbar zu bezeigen. Zwei verarmte venetianische Bürger hatten nämlich den Plan gefaßt, den Herzog zu berauben und zu ermorden. Der Bettelknabe hatte davon gehört und meldete es dem Herzog, der dadurch der ihm drohenden Gefahr entging. Georg Wilhelm, hierdurch noch mehr auf den Knaben aufmerksam gemacht, kleidete ihn in Livree, nahm ihn mit nach Deutschland, ließ ihn hier unterrichten und schickte ihn später auf die Universität. Dann nahm er ihn in seine Dienste, erteilte ihm, der sich stets als treuer redlicher Diener zeigte, vielfache Gnadenbezeugungen, belehnte ihn mit dem Generalpostamte, ernannte ihn zum Drosten und vermittelte, daß er am 11. Juni 1688 vom Kaiser Leopold I. als Freiherr Stechinelli von Wickenburg in den Adelstand erhoben wurde.

So treffliche Eigenschaften indes den Günstling zierten, war sein Charakter doch nicht frei von Hochmut, und nicht selten kam es vor, daß er den Untertanen des Herzogs trotzig entgegentrat, ja sich hinreißen ließ, diesem selbst die schuldige Ehrfurcht zu versagen. Bei einer solchen Gelegenheit ließ Georg Wilhelm einst das sorgfältig aufbewahrte Bettler-

gewand Stechinellis in ein Nebenzimmer bringen, öffnete die Tür desselben, zeigte auf die Lumpen und fragte den bestürzten Günstling, ob er sie kenne. Erschüttert fiel dieser dem Herzog zu Füßen, flehte um Gnade und mißbrauchte sie, als ihm verziehen worden, in der Folge nicht wieder.

Die Stadt Braunschweig besitzt noch jetzt ein Zeichen des Reichtums des früheren Bettlers. Stechinelli kaufte nämlich mehrere an der Ecke des Altstadtmarktes und der Breitenstraße gelegene Häuser, ließ sie niederreißen und an deren Stelle ein schönes massives Haus erbauen, über dessen Fenstergesimse er abwechselnd sein Wappenbild, einen Bettlerhut (das Sinnbild seiner Herkunft), Rosetten und Sterne anbringen ließ. Über dem auf der Breitenstraße befindlichen Torwege des Hauses ist noch jetzt das Stechinellische Wappen zu sehen.

Ein Vorfall ähnlicher Art, wie der eben erzählte, begegnete dem Herzog Wilhelm in seinem eigenen Lande. Einst ging er — seiner Gewohnheit nach allein — in bürgerlicher Kleidung spazieren, als er auf einem nahe gelegenen Acker einen Schäferjungen, der nur mit einem zerrissenen Hemde bekleidet war, bitterlich weinend antraf. Der Herzog näherte sich ihm freundlich und fragte ihn nach der Ursache des Schmerzes. Allein der Knabe schrie so heftig weiter, daß keine Antwort von ihm zu erhalten war. Endlich sagte der Herzog: „Junge, du weinst ja!“ — „Daß ich nicht lache, seht ihr wohl.“ — „Hat dir der Wolf etwa ein Schaf genommen?“ — „Daß

er mir keins gebracht hat, könnt ihr wohl denken." — „Junge, du bist ein Schelm." — „Und ihr, Herr, könnt es noch immer werden; es ist noch nicht aller Tage Abend." — Der Herzog, erstaunt über des Knaben Geistesgegenwart, geht, ohne über die Dreistigkeit desselben erzürnt zu sein, in die Hütte des Schäfers, gibt sich ihm zu erkennen und fragt ihn, wie er zu dem Knaben gekommen sei.

Der Schäfer erzählte, daß er ihn als armes verlassenes Bettelkind von der Straße aufgenommen habe, um ihn vor dem Verhungern zu schützen, und daß er ihn nun die Herde hüten lasse, die er auch sehr in acht nehme, aber einen Rock könne er ihm nicht geben, weil er selbst zu arm dazu sei.

Sogleich gab Georg Wilhelm dem Schäfer das Geld zur Beschaffung der nötigen Kleidungsstücke, schickte dann den Knaben nach Celle auf die Schule und ließ sich vierteljährlich über seine Fortschritte Bericht erstatten. Als der Herzog erfuhr, daß die durch Fleiß und gutes Betragen unterstützten Fähigkeiten des Knaben sich weiter gut entwickelten, sendete er seinen Schützling auf das Gymnasium, später auf die Universität Helmstedt und zuletzt auf Reisen. Nach seiner Rückkehr gab der Herzog dem ehemaligen Schäfer eine Anstellung in seinem Dienste, ernannte ihn, nachdem er verschiedene Ämter ehrenvoll bekleidet hatte, zu seinem Geheimsekretär und vertraute ihm die wichtigsten Sachen an. Georg Wilhelm gewöhnte sich so an ihn, daß er nicht einen Tag ohne ihn zubringen konnte.

Vor etwa 200 Jahren starb in Hermannsburg ein Pastor Breyhan, der mit Herzog Georg Wilhelm von Celle eine Sache ganz humorvoller Art zum Austrag brachte. Im dreißigjährigen Kriege hatten die Kroaten in Hermannsburg die Kirchenglocken entzwei geschlagen, um sie als Kanonen gut zu verwerten. Fünf Frachtwagen voll Erz waren schon fortgeschafft, auch die letzte, die große Glocke, sollte gerade fortgefahren werden, als sie ihnen von den lutherischen Kriegern wieder abgejagt wurde. Bis zum Jahre 1680 blieb nun das Glockengut liegen, weil Hermannsburg zu arm war, sie neu gießen zu lassen. Lange hatte Breyhan gesonnen, wie er wohl wieder eine Glocke für seine Kirche bekäme. Da fuhr er am Tage nach Ostern 1680 nach Celle. Auf der Stechbahn ließ Breyhan den Wagen halten, zog seinen Chorrock an und ging nach dem herzoglichen Schlosse.

Mittags 11 Uhr saß der Herzog gewöhnlich vor dem Portale seines Schlosses, wo ihn dann jeder Untertan ansprechen durfte. Als der Herzog des Pastoren gewärtig wird, winkt er ihn zu sich heran und fragt nach seinem Begehr. Als nun Breyhan den Herzog gebeten hatte, ihnen die Glocke gießen zu lassen, entgegnete der Herzog: „Ich kann das Geld auch nicht aus den Ärmeln schütteln. Wenn alle Leute im Lande sich von mir die Glocken gießen lassen wollten, wo sollte das hinaus."

Genug, der Herzog machte allerhand Einwendungen, so daß dem Breyhan die Sache zu lange dauerte. Er sagte nun: „Herr Herzog, bisher habe ich euch nur gebeten, als Untertan zum Fürsten, da das

aber nicht hilft, so befehle ich euch, daß ihr die Glocke gießen laßt. Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich euer Gutsherr bin und ihr mein Lehnsmann. In eurem Lehnbrief steht nun freilich nicht, daß ihr uns eine Glocke gießen lassen müßt, aber ihr müßt mir drei Tage im Jahr Heu machen und einen Tag in jeder Woche tagelöhnern, dafür kriegt ihr jedesmal ein halbes Stübchen Bier. Bis jetzt hat euer Amtsvogt dazu einen Tagelöhner gestellt, und ich habe das zugelassen; wenn ihr aber die Glocke nicht gießen laßt, so müßt ihr selbst kommen und Heu machen und Holz hauen!"

Da staunte der Herzog und sagte: „Ich wußte nicht, daß ihr mein Gutsherr seid, ich muß mich ja schämen, daß ich euch so lange draußen stehen ließ. Kommt mit in mein Schloß, ihr sollt zu Mittag mit mir essen und mir die Sache erzählen."

Nun erfuhr der Herzog, daß er wirklich in Hermannsburg von der Pfarre dort zu Lehn habe mit obigen Verpflichtungen. Da versprach der Herzog, die Glocke gießen zu lassen. Zur Fastenzeit 1681 war sie fertig. „Anno 1681 Gos mich Nicolaus Greul in Hannover" steht an ihr zu lesen. Freitag vor Palmarum war die Glockenweihe, zu der auch der Herzog mit seiner Gemahlin erschien. An demselben Tage soll sich der Herzog nicht haben enthalten können, einen Versuch mit dem Holzhauen zu machen.

Georg II., Kurfürst von Hannover und König von England,

geb. 30. Oktober 1683, gest. 25. Oktober 1760, Sohn des Königs Georg I. von Großbritannien und Kurfürsten von Hannover. Vermählt mit Wilhelmine Karoline, Tochter des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach.

Einst war König Georg II. von England herübergekommen und hielt Hof in Hannover. Die Würdenträger erschienen aus dem ganzen Lande, dem Könige ihre Ehrfurcht zu bezeugen, unter ihnen auch der Präsident des Oberappellationsgerichts Jesaias Pufendorff. In der Versammlung der Herren und Damen des Hofes fuhr der König ihn an: „Warum habe ich vor Seinem Gericht alle meine Prozesse verloren?“ „Weil Ew. Majestät immer unrecht gehabt haben“, antwortete der Richter. Der König drehte sich rasch um zu den anderen Herren. Pufendorff sagte sich: nun bist du in Ungnade gefallen, und nachdem die Versammlung entlassen war, setzte er sich in seinen Reisewagen und fuhr nach Celle. Auf halbem Wege, in Schillerslage, mußte er einkehren, damit die Pferde sich erholten, die in dem damaligen sandigen Wege müde geworden waren. Als er nun da saß und über seine Ungnade nachdachte, ereilte ihn ein königlicher Hofjäger mit der Botschaft: Seine Majestät befehlen, daß Ew. Exzellenz sofort nach Hannover zurückkehrt und sich dem Könige vorstellt. Nun wird das Donnerwetter losgehen, dachte Pufendorff und fuhr zurück. Beim Könige fand er wieder eine große Versammlung von Herren und Damen, die sich vorstellen ließen. Sobald Pufendorff dem König gemeldet

war, eilte er auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Pufendorff, Er hat gestern ein gutes Wort gesprochen, fahre Er so fort; das wollte ich Ihm nur sagen."

Ein Bischof beklagte sich über den großen Erfolg des Quäkergeistlichen Whitfield und bat, man solle dem ein Ende machen. „Ja", sagte Georg II., „dann wird es das Beste sein, wir ernennen ihn zum Bischof; das wird seiner Laufbahn ein Ende machen."

König Georg II. von England, Kurfürst von Hannover, erfuhr einst, daß ein Zeitungsredakteur bestraft werden sollte, weil er, um die Thronrede des Königs möglichst früh zu bringen, eine solche selbst fabriziert hatte. „Ich hoffe, daß der Mann sehr mild behandelt wird", sagte der König zu Lord Mahon, „ich habe seine und meine Rede verglichen und finde, soviel ich davon verstehe, daß die seinige bei weitem die beste ist."

Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Georg II. von England waren ihr Lebelang herzliche Feinde. Und das kam daher. Friedrich Wilhelm wurde schon von seinem fünften Jahre an häufig und auf längere Zeit an den hannoverschen Hof zu seiner Großmutter, der Kurfürstin Sophie, zu Besuch geschickt. Aber hier vertrug er sich gar nicht mit seinem Spielkameraden, dem Prinzen Georg. Und dieser Haß, den die beiden Knaben gegeneinander von ihren steten Zänkereien

damals faßten, blieb bis zu ihrer Todesstunde. Friedrich Wilhelm nannte seinen fatalen Spielkameraden, der freilich Friedrich Wilhelms erste Liebe, die fünf Jahre ältere geistvolle Karoline von Ansbach, heiratete, nicht anders als: „mein Bruder, der Tanzmeister, der Komödiant." Georg dagegen sprach von dem preußischen Könige stets nur als von seinem Bruder, „dem Sergeanten."

Auf dem Sterbebette fragte Friedrich Wilhelm den Hofprediger, ob es denn wirklich notwendig sei, daß man, um in den Himmel zu kommen, allen seinen Feinden vergeben müsse. Der Hofprediger bejahte dies. Da wandte sich Friedrich Wilhelm zur Königin und sagte: „Nun, so schreibe deinem Bruder Georg, daß ich ihm vergebe, aber —" setzte er nach einer Pause höchst charakteristisch hinzu — „warte damit, bis ich tot bin!"

König Georg III. von England,

1760—1815 Kurfürst von Hannover, 1815—1820 König von Hannover, geb. 4. Juni 1738, gest. 29. Januar 1820, Sohn des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales. Vermählt mit Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz.

Der edle, hohe Sinn Georgs III., der als 22jähriger Jüngling 1760 den Thron Englands bestieg und die Regierung von Hannover antrat, spricht sich schon in jener Parlamentsrede aus, mit der er sein Regentenleben begann. Getreulich hat er gehalten, was er feierlich darin versprochen: „Das besondere Glück meines Lebens wird immer darin bestehen, daß ich

die Wohlfahrt eines Volkes befördere, dessen Anhänglichkeit an die Gesetze und dessen warme Liebe für mich selbst ich als die größte und dauerhafteste Sicherheit meines Thrones betrachte, und ich zweifle nicht, daß meines Volkes Festigkeit in solchen Grundsätzen der Festigkeit meines eigenen unwandelbaren Vorsatzes, die vortreffliche Verfassung in Kirche und Staat aufrecht zu erhalten, gleichen werde. Die bürgerlichen und religiösen Rechte meiner geliebten Untertanen sind mir ebenso teuer und wert, wie die wichtigsten Vorrechte meiner Krone. Als die sicherste Grundmauer des Ganzen und als das beste Mittel, die göttliche Gnade auf meine Regierung herabzurufen, will ich die Ausübung wahrer Religion und Tugend erhalten und befördern."

Schon in der Wahl einer Gattin zeigte Georg III. seinen edlen Sinn. Manche Prinzessinnen, ausgezeichnet durch Schönheit, wie durch den Glanz der mächtigen Häuser, denen sie entstammten, waren ihm in Vorschlag gebracht, aber als er einen Brief las, den die junge Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, derzeit an Friedrich den Großen geschrieben, worin sie das Unglück ihres teuren Vaterlandes durch den siebenjährigen Krieg rührend geschildert hatte, rief Georg, ohne sich weiter nach den äußeren Vorzügen der Briefschreiberin zu erkundigen, voll Entzücken über den Geist und das Herz, die aus jeder Zeile hervorleuchteten, aus: „Das ist sie, die ich mir als Gattin erwerben möchte, hier sind dauernde Schönheiten, hier ist für einen Mann, der eine Seele hat, ein Genuß, dem nie Übersättigung

folgt.“ Und die jugendliche Sophie Charlotte ward 1761 seine Gemahlin.

Wie zart und doch so kräftig Georg zu ermahnen und zum Guten anzuregen verstand, davon zeugt folgendes Beispiel. Als er dem Lord Eldon das große Staatssiegel überreichte, schenkte er ihm zugleich eine kostbare Uhr. Das Petschaft an derselben war mit den Emblemen der Religion und der Gerechtigkeit geschmückt. „Geben Sie der Gerechtigkeit“, fügte Georg hinzu, „keine Binde um die Augen, wie man sie gewöhnlich darstellt. Sie muß nicht blind sein, sondern alles mit hellen Augen sehen können. Ich hoffe, Mylord, daß alle Ihre Entscheidungen das Gepräge der Religion und der Gerechtigkeit tragen werden.“

Die Freuden des stillen Landlebens waren dem edlen König Georg III. die liebsten. Auf einem seiner Landsitze weilte er daher mit Gemahlin und Kindern gern, wo er dann täglich mit den Seinen in der freien Natur lustwandelte. Aufs freundlichste unterhielt er sich mit denen, die ihm begegneten, und ohne je unwillig zu werden, wenn die Menge des Volkes sich um ihn sammelte, pflegte er lächelnd zu sagen: „Wir müssen nun schon zwei oder drei Tage spazieren gehen, um vor allem diesem guten Volke eine Freude zu machen. Nachher wird dann die Reihe, uns ungestört zu vergnügen, auch an uns selbst kommen.“

Einst war der König während eines Gewitters zu armen Hüttenbewohnern geflüchtet. Diese hingen ein Stück Fleisch an einer Kette über das Feuer, um den ihnen unbekannten Gast zu bewirten. Als der König sich entfernte, ließ er, ohne daß jene es merkten, einige Goldstücke auf dem Herde liegen, die er in Papier gewickelt hatte, auf dem mit Bleistift geschrieben stand: „Zu einem Bratenwender".

Einst wandelte Georg durch die Wiesen von Weymouth, wo er nächst Kew am liebsten weilte, und sah mit Verwunderung, daß trotz der Heuernte nur wenige Arbeiter auf den Wiesen waren. „Wo sind denn alle die übrigen Leute?" fragte er unerkannt eine Frau, die emsig beschäftigt war. „O", erwiderte sie, „die sind alle hingelaufen, um den König zu sehen, der hier in der Nähe angekommen sein soll." „Aber warum seid ihr denn nicht auch mitgegangen?" fragte der König weiter. „Lieber Herr", entgegnete die Frau, „ich habe eine zahlreiche Familie, die ich nicht durch Müßiggang, sondern nur durch anstrengende Arbeit ernähren kann." „Das ist brav", sagte Georg, „erzählt nur den übrigen, wenn sie wiederkommen und den König nicht gesehen haben, daß der König selbst unterdessen hierher auf die Wiese gekommen sei und euch besucht habe." Mit diesen Worten reichte er der erstaunten Frau freundlich ein Goldstück und ging weiter.

König Georg III. war vom Geiste echter und reiner Frömmigkeit beseelt. Er erlaubte jedem, nach

seinem Glauben zu leben, und hemmte alle Strafgesetze gegen diejenigen, die von den Meinungen der in England vorherrschenden bischöflichen Kirche abwichen. Dies zeigte er bei verschiedenen Gelegenheiten. Einst nahm er bei seiner Durchreise durch ein Städtchen einen Volksauflauf wahr. Der Pöbel wollte die Andachtsübungen der Methodisten nicht dulden. „Die Methodisten", rief der König, „sind ruhige Leute, die niemandem etwas zuleide tun. Wer von euch — hier wandte er sich an sein Gefolge — sie im mindesten beleidigt, erhält sogleich seinen Abschied." Dies wirkte. Das Volk ging still auseinander.

Einst vermißte der König einen ihm bekannten Untergärtner. „Wo ist der Mann geblieben?" fragte er den Obergärtner. „Verzeihen Ew. Majestät", erwiderte dieser, „man weiß nicht recht, ob der Mann sich zur herrschenden Kirche hält." „Ist er etwa kein rechtschaffener Mensch, kein fleißiger Arbeiter?" forschte Georg weiter. „Darüber kann ich keine Klage führen", erwiderte der Obergärtner. „Nun", sagte der König, „so rufen Sie mir die ehrliche Seele sogleich zurück. Man nennt mich den Verteidiger des Glaubens und schickt dennoch Leute aus meinem Dienste fort, deren Glaube mit der Tugend im Einklange steht!" — Da Georg nachmals erfuhr, daß dieser Untergärtner zu einer Religionspartei gehöre, die ihr Gotteshaus auf eigene Kosten unterhalte, schenkte er ihm in der Folge, wenn die Beiträge gesammelt wurden, jedesmal eine Guinee (21,45 Mk.).

Einst fragte der König einen Kaufmann, Herrn Barr in London, wie es zugehe, daß er nicht Ratsherr geworden sei. „Weil ich in einigen Glaubenssätzen von der bischöflichen Kirche abweiche, zu den Dissenters gehöre und folglich nicht mit gutem Gewissen den Eid schwören kann, daß ich das heilige Abendmahl nach der Art, wie es die bischöfliche Kirche vorschreibt, genießen wolle." „Das ist brav", rief Georg aus, „ich sehe es gern, wenn man in allen Dingen, besonders in den heiligsten, gewissenhaft ist." Später sagte er öfter zu der Königin und den Prinzessinnen: „Ich liebe nun Herrn Barr noch inniger und wünsche, daß jedermann so gewissenhaft wäre, wie er."

Als Herr Smith, ein Nachbar der königlichen Meierei zu Windsor, Anstalt machte, sein abgebranntes Haus wieder aufzubauen, sah König Georg III. aufmerksam den Bauplan an. „Aber", fragte er Herrn Smith, „würde das Haus nicht gewinnen, wenn die Vorderwand einige Fuß vorgerückt würde?" „Allerdings", antwortete Herr Smith. „Nun", rief Georg aus, „warum bewerkstelligen Sie es denn nicht?" „Grund und Boden", erwiderte Smith, „gehören hier Ew. Majestät, deshalb muß ich auf der alten Stelle bleiben." „Das hätte ich doch aber nicht gedacht", sagte der menschenfreundliche König, „daß Sie mich für einen so ungefälligen Nachbar hielten, der Ihnen nicht einmal einige Fuß Erde abzutreten geneigt sein würde.

Nein, rücken Sie Ihr Haus vorwärts, so weit Sie wollen, und besorgen Sie deshalb keinen Prozeß".

Der König Georg III., der, wie bekannt, seine Stammlande während seiner Regierung nicht besuchte, hegte eine ganz besondere Vorliebe für Hannover und dessen Volksstamm.

Da er für gewöhnlich nur mit hohen Beamten und Offizieren in persönliche Beziehung kam, ergriff er gern jede Gelegenheit, um mit Hannoveranern aller Stände sich herablassend und gemütlich zu unterhalten.

Auf Wunsch des Königs kam u. a. in jedem Jahre eine Musiktruppe vom Harz nach London, um am Hofe zu spielen. Als eines Tages dort musikalische Vorträge gehalten wurden, unterhielt sich der König auch sehr leutselig mit dem Dirigenten der Truppe, und als der damalige Kronprinz, später Georg IV., in die Nähe kam, sagte der König: „Siehe, Alter, der wird künftig dein König sein!" Der Dirigent antwortete: „Nicht mein König, Majestät, ich hab' noch einen Bub' zu Haus, dessen König soll er sein!"

Georg III. folgte seinem Großvater Georg II. in der Regierung Englands und auch unseres lieben Hannoverlandes im Jahre 1760. Sein Vater Friedrich Ludwig, noch zu Hannover 1707 geboren, war als Prinz von Wales schon 1751 gestorben, als der Sohn Georg dreizehn Jahre alt war. Niemand hatte

wohl gedacht, daß dieses schwächliche Kind, welches man mit der Nottaufe versehen mußte, sechzig Jahre König und Kurfürst sein werde.

Das Benehmen des 22jährigen Prinzen bei der Meldung, daß sein Großvater gestorben sei, ist zu bezeichnend, als daß ich es mir versagen könnte, hier nicht dessen zu erwähnen.

An einem hellen, frischen Herbstmorgen war Prinz Georg mit wenigen Begleitern und Dienern auf die Jagd geritten, als ein Reiter auf schaumbedecktem Pferde ihm nachgesprengt kam, zu melden, daß der König soeben gestorben sei. Da der Prinz letzteren ganz wohl verlassen hatte, so fragte er erschrocken: „Ist es auch gewiß, daß mein guter, alter Großvater tot ist, liegt er vielleicht nicht nur in tiefer Ohnmacht?"

„Georg II. ist gewiß und wahrhaftig tot, und der Prinz von Wales ist jetzt Georg III., und Gott segne Ew. Majestät", erwiderte der Reiter und stieg dann schleunigst vom Pferde, um niederzuknien.

Der König verhinderte das, zog die Jagdkappe ab und hielt sie vor sein Gesicht, um die Tränen zu verbergen. „Gott sei seiner Seele gnädig!" rief er aus. Dann reichte er dem Boten seine Börse und sagte: „Nimm das, es ist alles, was ich bei mir habe. Jetzt bin ich König, und der letzte frohe Tag meines Lebens liegt hinter mir."

Ahnte ihm vielleicht in diesem Augenblicke, welch unsagbares Leid, Umnachtung des Geistes in späteren Jahren, wovon sich freilich der erste, ob auch schnell vorübergehende Anfall schon in einigen Jahren zeigte, ihm bevorstand?

Eines Tages befand sich Georg III. auf der Jagd, denn er war, wie die meisten seiner Ahnen, ein eifriger Jäger. Im Eifer bei Verfolgung eines stattlichen Hirsches hatte der König sich zu weit von seinem Gefolge entfernt, sah sich daher plötzlich allein in unbekannter Gegend. Sein Pferd zeigte Spuren von Ermüdung; so stieg der barmherzige Reiter ab und führte das Tier am Zügel langsam durch den Wald. Da plötzlich vernahm er in ziemlicher Nähe den von durchdringender Stimme ausgestoßenen Ruf: „Ach, meine Mutter, meine Mutter! Gott erbarme sich meiner Mutter!“

Der König band schleunigst sein Roß an einen Baum und machte sich dann mit Anstrengung Bahn durch das Dickicht in der Richtung, in der er die flehenden Worte vernommen hatte. Nicht lange, so bot sich ihm ein seltsamer Anblick. Unter einer umfangreichen Eiche befand sich ein Lager von Heu, Gras und Baumblättern, über welches ein alter, bunter Mantel, befestigt an den tief herunterhängenden Zweigen des Baumes, als Zeltdach ausgebreitet war. Auf dem Lager erblickte der Ankömmling eine Zigeunerin, die augenscheinlich mit dem Tode kämpfte, und neben der Sterbenden kniete am Boden ein kleines Mädchen von acht bis neun Jahren, jammernd und weinend. Überrascht und ergriffen von Mitleid stand der König als stummer Zeuge, jedoch nur einen kurzen Augenblick; denn schon kam von der anderen Seite des Waldes ein größeres Mädchen — es war die älteste Tochter der sterbenden Zigeunerin — eiligst herbeigelaufen, in der Hand eine Flasche mit Arzenei

tragend. Nur eines Blickes in das totenbleiche Antlitz der Mutter bedurfte es, dem Mädchen kundzutun, daß diese nicht mehr lange zu kämpfen haben werde. Da kniete auch sie am Sterbelager nieder, küßte die bleichen Lippen der geliebten Mutter und brach dann in schmerzliche Tränen aus.

Von den beiden Mädchen ungesehen, ob auch nur einige Schritte entfernt, stand der Fürst, der Beherrscher eines großen, gewaltigen Reiches, dessen Machtwort über weites Gebiet diesseits und jenseit des Weltmeeres galt; er stand voll herzlichen Mitleids und voll Erbarmens dem Bilde tiefsten menschlichen Jammers und Kummers gegenüber, aber machtlos, ohnmächtig. Dem Tode, diesem Könige der Schrecken, ließ sich nicht gebieten; nicht einmal erleichtern konnte er der Sterbenden das Abscheiden. Und doch!

„Was kann ich für euch armen Kinder tun?“ fragte nach einigen Augenblicken der König, indem er näher trat. Die Worte wurden mit so trauriger, teilnehmender Stimme gesprochen, daß die Kinder, wenn auch anfangs erschrocken, vertrauensvoll zu dem stattlichen Jäger aufblickten. Das älteste Mädchen nahm sich rasch zusammen und antwortete: „Ach, Herr, meine arme Mutter hatte solch großes Verlangen, vor ihrem Tode einen Geistlichen zu sprechen; sie wollte sich von ihm über manches belehren lassen, wollte Trost in Herzensnot hören, er sollte mit ihr und für sie beten. Sehet, Herr Jäger, deshalb bin ich schon früh heute zur Stadt gewandert, bin von einem Geistlichen zum andern gelaufen, habe herzlich gebeten und gefleht, allein keiner wollte oder

konnte mit mir in den entfernten, öden Wald kommen. Der letzte, bei dem ich war, hätte gewiß meine Bitte erfüllt, wenn er nicht selbst krank und schwach gewesen wäre; dies Fläschlein Arzenei ist von ihm. Ach, wäret ihr doch nicht ein Jäger, sondern ein Prediger, so könntet ihr doch den letzten Wunsch der lieben Mutter erfüllen!" Und bitterlich weinend legte das arme Mädchen beide Hände vor ihr Gesicht.

Und was tat der König von Großbritannien und Kurfürst von Hannover nun? Er tat, was er nach seiner edlen, frommen Art nicht lassen konnte, was ihm nur natürlich war. Er setzte sich auf ein Bündel alter Kleider, das ihm zunächst lag, faßte die Hand des armen, verachteten Zigeunerweibes mit seiner königlichen Rechten und erzählte den erstaunten Dreien vom Heilande der Welt, der zu aller Menschen Heil und Leben ins Fleisch gekommen sei, der aller Sünden, also auch die ihrigen, auf sich genommen und durch seinen Tod auch ihr, der armen Zigeunerin, Leben und Seligkeit erworben habe, wenn sie nur von Herzen an ihn glaube. Zuletzt strömte ein inbrünstiges Gebet zu diesem Heilande für die Sterbende über die Lippen dieses königlichen Priesters.

Die Zigeunerin verstand und begriff, was ihr so von Herzen kommend gesagt ward; aufmerksam lauschte sie. Freude und Friede spiegelte sich auf ihrem Antlitz. Ruhiger und ruhiger atmete sie, nun kam ein verklärendes Lächeln über das ausdrucksvolle Gesicht und darnach lag Frieden, heiliger Frieden, wie seliger Tod ihn bringt, darauf.

Für einige Sekunden herrschte diejenige tiefe Stille, welche die Majestät des Todes, gleicherweise der Tod der Zigeunerin wie der des mächtigen Herrschers, im Gefolge hat. Dann jedoch wurde die Stille unterbrochen durch einige Hofleute, die den König und Herrn angstvoll gesucht hatten. Sie fanden ihn als Missionar, als Priester am Totenbette einer verachteten Zigeunerin.

König Georg legte dann seine wohlgefüllte Börse neben das geringe Gepäck der verwaisten Mädchen, schickte nach dem nächsten Wagen und ließ auf diesem die Leiche ins Dorf schaffen. Die beiden Kinder suchte der königliche Herr zu trösten und beruhigte sie über ihre Zukunft. Er hat später auch in jeder Hinsicht für sie gesorgt, sie christlich erziehen und unterrichten lassen.

Still und ernst ritt König Georg durch den Wald nach seinem Schlosse zurück.

König Georg IV. von Großbritannien, Irland und Hannover,

geb. 12. August 1762, gest. 26. Juni 1830, Sohn des Königs Georg III.

Aus der Zeit Georgs IV. erzählt man eine amüsante Handkußgeschichte. Ein alter Gutsherr sollte dem König vorgestellt werden. In seiner Angst und Aufregung übersah er die ihm zum Kusse entgegengestreckte königliche Rechte und suchte nach einer hastigen Verbeugung möglichst schnell die Tür zu erreichen. Von

Lord Erroll durch ein Flüstern: „Küßt die Hand!“ aufmerksam gemacht, drückte der verwirrte alte Herr seine eigenen beiden Hände mit einem Blick auf den Herrscher an die Lippen, ein Gruß, wie er damals einem vertrauten Freunde gegenüber üblich war. Ohne es zu wissen, hatte der Edelmann nach der alten Vorschrift gehandelt, die nur Leuten von höchstem Range erlaubte, ihre Lippen auf die erhabenen Finger der letzten Cäsaren zu pressen. Das niedere Volk küßte bei ihrem Anblick die eigenen Hände, wie dies auch beim Eintritt in die Tempel geschah.

König Ernst August von Hannover,

geb. 5. Juni 1771, gest. 18. November 1851, fünfter Sohn Georg III. Vermählt mit Friederike von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise von Preußen.

König Ernst August hatte eines Tages auf der Schwarzwild-Pürsch eine Sau angeschossen und war durch ein Dickicht gefolgt, wobei er das Wild aus den Augen verloren hatte. Er traf einen Holzarbeiter und fragte ihn: „Mein Sohn, hast du nicht gesehen, ob die Sau schweißte?“ (Schweiß bedeutet Blut in der Jägersprache.) Der biedere Landmann antwortete: „Nee, Majestät, awer wenn sei so bin Lopen blift, denn schall sei woll in Sweet komen.“

Der König fragte den Oberforstmeister von Hake: „Wie gehts denn den kleinen Haken?“ Worauf der Gefragte, der, wie der König weiß, nur Töchter hat, erwidert: „Majestät, ich habe keine Haken, nur Ösen.“

Der König hat den Herzog von Braunschweig zur Jagd nach Rotenkirchen eingeladen. Der König kommt vor seinem Gast an und benutzt die für den Herzog bestellte Post, trotz des Einwandes von Seiten des Postillons, der den König für einen General hält und besorgt ist, um sein Trinkgeld zu kommen. Er fährt um so rascher, damit er den Herzog noch abholen kann. Als ihm nach beendeter Fahrt der König einen Louisdor gibt, sagte der Schwager: „Nu kann de Herzog von Brunswig man minetwegen to Hus bliewen."

Gern zeigte der König, daß er von allen Dingen im Lande Kenntnis hatte, womöglich früher, als die betreffenden Behörden oder Vorgesetzten. Einst hatten sich zwei Geistliche in einer Stadt gezankt, da fragte der König den Konsistorialdirektor nach der Angelegenheit, der zu seinem Schrecken noch nichts davon wußte, aber sofortigen Bericht versprach. Derselbe gelangte auch bald an den König. Da das Konsistorium aber oft dergleichen Angelegenheiten lange unerledigt ließ, schrieb Ernst August an den Rand: „Wäre wohl gut, wenn beide versetzt würden; ich möchte bis 1 Uhr wissen, wohin?" Der König wußte, daß das Konsistorium gerade Sitzung abhielt, so mußte sich dasselbe sofort entscheiden. Um 1 Uhr wußte der König die beschlossene Versetzung.

Bei einem Hoffeste war einst ein angesehener Herr vom Lande in ein mit Wasser gefülltes Marmorbassin gefallen und mußte ganz durchnäßt das Schloß

verlassen. König Ernst August erheiterte dieser Vorfall sehr, und als einige Zeit darauf der betreffende Herr den König auf einer Eisenbahnstation begrüßen wollte, rief ihm Ernst August, weil der Regen in Strömen niederfloß, zu: „Herr von N., heute ist gut Wetter vor Ihnen, lieben ja das Nasse."

Das Jahr 1848 hatte auch in Hannover einige unruhige Bewegung gebracht.

Am 14. März 1848 erließ der König eine Proklamation, in der es hieß: „Ich bestrebe mich, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um eure Wünsche zu erfüllen, ohne euer wahres Glück zu zerstören. Diese Versicherung wird jeder Hannoveraner verstehen und glauben, da jeder weiß, daß sein König nie das sagt, was Er nicht wirklich meint und nichts verspricht, was Er nicht ehrlich halten wird. Ich werde das Vertrauen meines Volkes nicht täuschen, sondern gern meinen letzten Tropfen Blut dem Wohle desselben opfern."

Am 17. März beschloß der Magistrat, den stürmischen Forderungen der Bürgerschaft beim Könige Ausdruck zu geben. Die Menge harrte vor dem Schlosse. Der König war unpäßlich.

Die drei Hauptforderungen waren: Abschaffung der Zensur, Öffentlichkeit der Verhandlungen der Ständeversammlung und Volks-Bewaffnung.

Gespannt warteten die Versammelten auf die Rückkehr der Deputation, da erschien dieselbe mit folgender Antwort, die sich wie ein Lauffeuer verbreitete:

1. Wegen der Zensur wolle der König mit dem Ministerium beraten.
2. Wegen der Öffentlichkeit wolle er die Architekten beauftragen, Pläne zu einem Ständehause zu liefern, in dem alle Hannoveraner Platz fänden; er werde aber gern auch andere Vorschläge hören.
3. Wegen der Volks-Bewaffnung solle sein Adjutant gleich nach Nürnberg schreiben, ob so viel Vorrat an Spielgewehren vorhanden sei. —

Namentlich die Beantwortung des letzten Punktes rief große Heiterkeit hervor, und die Bürgerschaft ging vergnügt nach Hause.

Im Herbste 1844 ging König Ernst August, einer Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgend, nach Merseburg zu Manövern der preußischen Armee. Bei der Festtafel von 300 Personen brachte König Friedrich Wilhelm IV. folgenden Trinkspruch auf seinen hohen königlichen Gast aus: „Das Armeekorps muß eine große Ehre darin finden, daß dieser bejahrte Monarch, welcher so gründliche militärische Kenntnisse und Erfahrungen hat, an den letzten wichtigsten Tagen der Konzentrierung gekommen ist, dieser Monarch, welcher eine der schönsten Armeen Deutschlands besitzt und durch die vorjährige, in militärischer Beziehung besonders wichtige Vereinigung des X. Armeekorps, Deutschland ein wiederholtes Beispiel von seinem festen Willen und seinen hohen Eigenschaften gegeben hat." — Friedrich Wilhelm IV. forderte dann die Anwesenden auf zu einem Hoch auf König Ernst August von Hannover.

Der Geburtstag des Königs Ernst August, der 5. Juni 1851, an dem er in sein 81. Lebensjahr eintrat, wurde besonders festlich begangen. Auch 412 Harzer Bergleute waren dazu mit Musik und Grubenlichtern erschienen. Auf die Ansprache der Deputation antwortete der König: „Die Harzer sind gut, ebenso wie eigentlich alle meine Landes-Untertanen, wenn auch einige schlechte Teufel darunter, was wohl möglich ist, da sich wohl in jeder Herde einige schlechte Schafe finden. Das aber kann ich euch sagen, daß im Jahre 1813, wo ich gekommen war, Hannover von der Fremdherrschaft zu befreien, ich mir fest vorgenommen hatte, daß, wenn es die Notwendigkeit erheische, mich zu verteidigen, ich mich nach dem Harze würde zurückgezogen haben, fest überzeugt, dort Arme und Herzen gefunden zu haben zu meiner Verteidigung. Ebenso fest wie ich von eurer Treue und Ergebenheit meiner Harzer überzeugt bin, müßt auch ihr euch von meiner Liebe und väterlichen Vorsorge euch versichert halten und gewiß annehmen, daß alles, was ich für euch und den Harz tue, aus dieser Gesinnung und Absicht hervorgeht! Glück auf!“

Die Königin Friederike hatte ein Jahr vor ihrem Tode den Wunsch geäußert, zur bleibenden Erinnerung an ihren Aufenthalt in Bad Rehburg eine Kapelle zu erbauen. Diese Absicht war nicht mehr zur Ausführung gekommen. Bald nach ihrem Tode erinnerte sich der König Ernst August dieses Wunsches seiner verewigten Gemahlin. Er schrieb dem Landdrosten von Dachen-

hausen: „Es ist mein fester Vorsatz, so viel, wie es nur möglich ist, die frommen Wünsche meiner geliebten verewigten Frau, der hochseligen Königin Friederike, zu vollziehen; deswegen autorisiere und befehle ich, daß diese Kapelle aufgebaut sei und Friederiken-Kapelle genannt sei und werde es bezahlen."

Im August 1842 weihte der König die Friederiken-Kapelle durch eine kirchliche Feier ein. Sie steht heute noch als Zeuge besserer Zeiten in der schönen waldigen Umgebung des kleinen hannoverschen Bades.

Wie bekannt, besuchte der König Ernst August im letzten Jahre seines Lebens (1851) Göttingen, um der Universität das von ihm gegründete Hospital derselben zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit empfing der König auch die Geistlichkeit. Er ermahnte dieselbe eindringlich mit beredten Worten, sich der Erziehung der Jugend zu widmen. Der König schloß mit folgenden Worten: „Das Unglück unserer Zeit habe seine Hauptursache in der Irrreligion, in der geringeren Achtung vor der Kirche. Ohne Religion sei aber nichts von Bestand. Auch die Prinzipien der Ordnung und Ruhe hätten nur in der Religiosität einen festen Grund. Wenn es wieder besser werden solle, so müsse vor allen Dingen die Jugend wieder zu rechter Religiosität erzogen werden."

Als Ernst August sich am 6. August 1793 während der Belagerung von Valenciennes auf eine vielfach überlegene feindliche Schar warf, um seine Plänkler zu

decken, ward er von der Überzahl umringt. Er erhielt einen gefährlichen Hieb am Kopfe, seine Uniform ward in Stücke zerhauen, und doch hielt er sich mit wenigen Getreuen, entschlossen, lieber zu fallen, als sich zu ergeben. Von dem heftigen Anprall der Feinde überwältigt, stürzte er zu Boden, doch deckten ihn seine Leute mit ihren Leibern, bis eine Abteilung des Regiments heranstürmte und ihn befreite. Ein Wachtmeister des Regiments, Beyerstorff, hatte die Gefahren des Prinzen geteilt und war schon verwundet und zerhauen, als er sich vor den Prinzen stellte, um denselben zu schützen. Er erhielt dabei einen schweren Hieb über den in der Wucht des Kampfes entblößten Kopf, kam aber glücklich mit dem Leben davon. Er trat später in die englisch-deutsche Legion, machte die Kämpfe in Spanien mit und war dann auch mit bei Waterloo. Später trat er in den Zivildienst und ward Steuereinnehmer. Er sah dem alten König Ernst August, den er nie anders als den Prinzen Ernst nannte, auch als er schon König war, merkwürdig ähnlich, hatte dieselbe hohe Stirn, dasselbe kahle Haupt und mitten darüber zog sich deutlich sichtbar die alte Narbe. Bei seiner Zivilanstellung hatte man ihm, wie er meinte, mit Unrecht, die hannoversche Pension vorenthalten. Er erzählte das oft in seiner Weise: „Ich zöge ja die englische Pänsion, damit könnte ich wohl zufrieden sein, sagen sie. Was geht den Hannoveranern meine Pänsion an? Ich dachte immer, wenn nur der Prinz Ernst einmal käme, aber, wenn ichs erfuhr, daß er da war und ich reiste nach Hannover, so war er allemal

wieder fort. Als er aber König wurde, da nahm ich meinen „Schorse“ (das war sein Sohn Georg) mit, ging ins Schloß und sagte zum Adjudanten: Er sollte dem König sagen, der alte Wachtmeister Beyerstorff wäre da! Da mußte ich gleich hereinkommen, und als ich in die Tür trat, sagte der Prinz gleich: „Na, Wachtmeister, wie gehts?“ Ich sagte: „Majestät, wie gehts, man wird alt“, und da fing er gleich an, von den Schlachten zu sprechen, die wir miteinander durchgemacht haben, und da zeigten wir uns unsere Wunden. Ich zeigte ihm meinen Kopf, und er zeigte mir seinen Kopf. Ich sagte: „Majestät, mein Schorse steht im Vorzimmer, soll er auch einmal hereinkommen?“ Da kam er herein. Da sagte der Prinz: „Wachtmeister, haben Sie sonst noch Wünsche?“ Ich sagte: „Sie wollen mir die hannoversche Pänsion nicht geben, sie sagen, ich kriegte ja die englische, aber was geht die englische Pänsion die Hannoveraner an?“ Da sagte der Prinz: „Du sollst sie haben.“ Als ich zu Haus kam, da hatte ich sie schon. Wenn er nur eher wäre König geworden.“

Der alte schlichte Husar erzählte dies alles im tiefsten Baßtone, hierin allerdings seinem Königlichen Herrn mit seiner feinen Stimme sehr unähnlich, und es war, wie Ohrenzeugen versichern, ein großer Genuß, ihm zuzuhören, wenn er von seinem Prinzen Ernst erzählte.

König Ernst August war kein Freund von langen Predigten. Als ein neuer Schloßkaplan angestellt

wurde, fragte der König ihn nach dem ersten Mittagsmahl an der Königlichen Tafel: „Haben Sie jemals Ogden's Predigten gelesen?“ „Nein, Majestät, niemals“, lautete die Antwort. Darauf sagte der König: „O, dann will ich Ihnen dieselben leihen. Es waren die Lieblingspredigten meines Vaters; wir haben alle eine besondere Vorliebe für dieselben, sie sind durchweg sehr kurz, keine dauert länger als 20 Minuten, aber sehr kraftvoll. Ich glaube nicht, daß sie ein einziges überflüssiges, unnötiges Wort enthalten. „Vieles in der Kürze,“ sagen wir von ihnen. Es ist unzweifelhaft, daß sie mit großer Sorgfalt vorbereitet worden sind, und meine Ansicht geht dahin, daß jeder Prediger, der eine Kanzelrede von 45 Minuten zusammengestellt hat, uns den Kern derselben, wenn er sich Mühe geben wollte, in 20 Minuten geben könnte.“ Der Herr Kaplan verstand diesen Wink, er predigte niemals länger als 20 Minuten, und stand beim König in hoher Gunst. Er wurde zu allen Festlichkeiten, auch oft zum engeren Kreise der Königlichen Familie zugezogen und war häufig Zeuge der ursprünglichen, scherzhaften und satirischen Bemerkungen des Königs.

Junghans, einer der Königlichen Leibjäger, war dem König Ernst August sehr sympathisch, weil er immer frohgelaunt und stets bereit war zu resoluten Antworten und Taten. Auf den vielen Reisen des Königs war das erprobt worden. Nur eins gefiel

dem Könige nicht: Junghans hatte einen fürchterlichen Durst und befriedigte ihn, wo er nur dazu kommen konnte.

Auf einer Reise über Minden hinaus war Junghans der Flaschenkorb zur Behütung unter seinen Sitz gestellt. Vor Junghans saß der König mit seinem Adjutanten unter einem Halbverdeck; beide konnten hören, was hinter ihnen geschah. Das genierte aber den Junghans ganz und gar nicht. Es war heiß, die Sonne brannte fürchterlich, und Junghans war durstig. Er erfaßte eine Flasche, zog den Kork heraus: gluck, — gluck, gluck, floß die köstliche Flüssigkeit herunter. Das Spiel hatte ihm gefallen, er fürchtete sich weder vor den weißen, noch vor den roten Flaschen. „Seine Majestät haben keinen Durst", sagte er zu sich selber, „ich desto mehr." Bei Bückeburg war schon bedenkliche Leere im Flaschenkorbe eingetreten. Da auf einmal sagte der König: „Junghans, gib mal eine Flasche Chateau la Rose." „Chateau la Rose?" wiederholte Junghans, revidierte schleunigst den Korb, dann hieß es: „Majestät halten zu Gnaden, Chateau la Rose existiert nicht." Der König lachte: „Habens gehört?" sagte er zu seinem Adjutanten, „existiert nicht, ha, ha, ha." „Na, dann gib Chateau Margaux her." Junghans revidierte wieder und „Majestät, ist auch nicht mehr da" hieß es wiederum. „Alle Wetter", sagte Ernst August, „was hafte denn noch?" „Majestät, hier ist noch feinster Rüdesheimer Berg und Chateau Lafitte." Der König trank dann von letzterem, ließ auch dem Adjutanten davon zukommen, sagte aber weiter nichts,

als: „Schrecklichen Durst hat der Junghans, fürchte sehr, daß er sich noch mal tot säuft."

In Minden wurde im Bieberschen Gasthofe beim Pferdewechsel zugleich gefrühstückt. Als der König sich erhob, sagte er zu seinem Jäger: „Junghans, fürchterlichen Durst gehabt? jetzt trinken. Laß den Flaschenkorb wieder füllen. Geh aber sorgfältiger mit ihm um, hab's wohl gehört: gluck, gluck, gluck und immer bloß gluck, gluck, gluck. Bist denn immer durstig?" „Jawohl, Majestät, namentlich dicht bei der Quelle." „Setz' den Flaschenkorb weiter weg von dir, ist sie nicht so nahe." „Das geht nicht, Majestät, kein Platz sonst." — „Na, da behüt dich Gott, sonst saufst dich tot."

Aber der König beobachtete scharf und gewann die Überzeugung, daß Junghans in seine Karriere zurück müsse. „Junghans", sagte er eines Tages, „mußt wieder ins Holz, hast zu viel Durst, mußt Wasser trinken." Junghans meinte das auch, aber es war doch ein großer Unterschied, als er da nun als wohlbestallter Gehegereuter in dem einsamen Forsthause am Solling saß und sich an die schönen Zeiten bei Hofe erinnern konnte. Den alten Durst behielt er immer, und wenn er auch mehr Wasser trank, als er früher gewohnt gewesen, so hatte er doch auch soviel Gehalt, daß er sich mitunter noch einen guten Tropfen gönnen konnte.

Eine große Freude war es aber für ihn, als er eines Tages hörte, der König komme durch sein Revier. Da machte er sich früh auf und stellte sich an den Weg, den der König passieren mußte. Ernst August

erkannte ihn schon von weitem. „Sieh, sieh", rief er aus, „sieh Junghans." „Anhalten", rief er dem Kutscher zu. „Guten Tag, Junghans, wie gehts dir, hast immer noch Durst?" „Zu Befehl, Majestät." „Na", meinte der König, „bist immer dicht an der Quelle." „Majestät, halten zu Gnaden, Wasser tuts freilich wohl, aber für immer ist's doch zu naß." „Ha, ha, ha", lachte der König, „da hast du recht. Na", sagte er zum Adjutanten, „geben Sie ihm mal 20 Louisdor, damit er sich ab und zu erquicken kann, gluck, gluck, gluck, na, weißt noch, Junghans?"

Junghans machte ein sehr freundliches Gesicht, und als der König, nachdem er ihm die Hand gegeben und Lebewohl zugerufen, weitergefahren war, stand er noch lange in Erinnerung verloren und sah dem jovialen alten Herrn in stiller Wehmut nach.

Aber der König passierte dieselbe Stelle schon im nächsten Jahre wieder, und Junghans stand da auch wieder an demselben Platze. Und als der Wagen hielt, rief der König mit seiner feinen Stimme: „He, Junghans, stehst da noch?" Und Junghans sagte bewegt: „Ja, Majestät, wenn es nur sicher ist, Ew. Majestät einmal wiederzusehen, dann käme es mir auch nicht darauf an, ein Jahr darauf zu warten."

Dem alten König wurde es auch rührsam ums Herz. „Geben Sie ihm 40 Louisdor als Wartegeld", sagte der König, „es könnte sein, daß ich nächstes Jahr nicht wiederkäme, da soll er nicht vergebens warten."

Der Kammerdiener Suckay, den der König schon lange vor seiner Thronbesteigung bei sich hatte, durfte

sich mancherlei seinem Königlichen Herrn gegenüber erlauben. Er war unübertrefflich in seinen Dienstleistungen und vor allen Dingen auch sehr pünktlich, nahm aber auch nichts dafür, sich dieserhalb recht oft zu berühmen. Bei einer Ausfahrt nach Rotenkirchen hatte der König große Pünktlichkeit befohlen, und Suckay hatte darauf geantwortet: er sei sicher, nicht zu spät zu kommen. „Warte, das wollen wir sehen", sagte der König, und als Suckay das Zimmer verlassen hatte, gab er dem Adjutanten den Befehl, alles so einzurichten, daß genau 5 Minuten vor der Zeit abgefahren werde, ohne daß dieses vorher Suckay zu Ohren komme.

Das ward ausgeführt. König und Adjutant stiegen ein und waren schon um die Ecke, als Suckay kam und das Geschehene wahrnahm. Er ahnte sofort den Zusammenhang. Da der König aber nicht ohne ihn fertig werden konnte, so faßte er schnell seinen Entschluß und bestellte sich sofort eine Extra-Hofequipage, worin er dem König nacheilte. Auf der letzten Station ließ er, da er alle Wege kannte, einen Richtweg einschlagen, überholte den König glücklich und half diesem in Rotenkirchen bei seiner Ankunft sofort beim Aussteigen. „Den Teufel auch, Suckay, wo kommst du her?" „Mit Ew. Majestät Hof-Equipage direkt von Hannover", antwortete der. „Bist doch immer präzis", sagte Ernst August, „aber diesmal mit Hilfe meiner Equipage."

„Majestät, halten zu Gnaden", antwortete Suckay, „zu Fuß wars nicht möglich und ohne Wagen läßt sich schlecht fahren. Ew. Majestät wollten einmal

sehen, ob der Suckay auch hätte Grütze im Kopf. Ew. Majestät können mich nicht entbehren, und also bin ich da, wo ich sein muß." „Hast's recht gemacht", sagte der König, „bist doch präzise."

Ein alter Förster, dem die Gehaltsbezüge wegen seiner Vorliebe für gebrannte Wasser immer zu früh aus der Hand entschwanden, fand sich im Jahre 1837, als König Ernst August ins Land gekommen war, bald bei Hofe ein, um dem Könige, mit dem er den Feldzug in den Niederlanden mitgemacht hatte, sein Leid zu klagen und um Gehaltserhöhung zu bitten. Der König hörte ihn freundlich an und ließ sich von ihm seine Kriegserlebnisse erzählen. Dann sagte er: „W . . . ich werde mich erkundigen, komm in acht Tagen wieder." Als der alte Förster diesem Gebot folgte, sagte der König: „Hör mal, alter W . . . ich hab' mich erkundigt und gehört, du seist ein schlechter Haushalter und liebtest die Flasche. Da wäre es also verkehrt, wenn ich dir Geld geben wollte. Aber, damit du sonntags einen Braten hast, will ich dir erlauben, jeden Sonnabend dir aus meiner Küche einen solchen zu holen."

Das war ein glücklicher Tag für den alten Soldaten, und schon am andern Tage machte er von dem Geschenke einen rechtschaffenen Gebrauch. Nur den Köchen war die gnädige Bestimmung des Königs gar nicht recht, da der Alte ihnen oft ein Stück Fleisch wegholte, was sie gar nicht entbehren konnten. So bildete sich also eine Art von friedlichem Krieg

zwischen den Köchen und dem Beschenkten aus. Eines Tages war ein heller Streit ausgebrochen, und die Köche waren in der Verfolgung des Bratenholers begriffen, da kam gerade die Königin Friederike die Treppe herunter. „Mein Gott", sagte sie, „was ist denn das für eine Unruhe hier?" „Majestät", sagte der Oberkoch, „hier dieser Mann hat von Sr. Majestät dem Könige die Erlaubnis erhalten, sich alle Sonnabend einen Braten zu holen. Nun nimmt er sich aber meistens das beste Stück, und heute ist es ganz schlimm, da holt er uns den Kalbsbraten weg, den wir zu mehreren Speisen notwendig gebrauchen."

„Majestät", sagte der Förster, „ich bin mit Sr. Majestät im Kriege gewesen und habe Allerhöchstdemselben das Leben gerettet. Das ist doch wohl en Kalbsbraten wert, und morgen habe ich meinen Geburtstag, da wollte ich einige Freunde einladen, und dann muß es doch auch schon ein großes Stück sein."

Die Königin lachte und sagte dann zu dem Oberkoch: „Wenn Seine Majestät das so geordnet und befohlen hat, dann bleibt es dabei, und wenn Sie die befohlenen Gerichte nicht machen können, dann lassen Sie nur hereinsagen: das andere habe Sr. Majestät alter Kriegskamerad weggeholt."

Und dabei ist es geblieben bis an des alten Försters seliges Ende.

Zur Zeit des Regierungsantritts des Königs Ernst August bestand im allgemeinen im Kalen-

bergschen noch die alte Stammestracht. Die Männer trugen lange weiße Röcke. Die Ronneberger waren die ersten, die diese Tracht allmählich ablegten, worüber sich ihr damaliger Amtmann Hagemann ärgerte und durch Ermahnungen seine Stimmung zur Geltung brachte. Dies reizte die stolzen Ronneberger so, daß sie grundsätzlich nicht mehr den weißen Rock anzogen. Als nun König Ernst August ins Land einzog, verabredeten die Kalenberger einen festlichen Empfang zu Roß, dem auch der Herr Amtmann beistimmte, mit der ausdrücklichen Weisung, bei dieser Gelegenheit den Sonntagsstaat, also einen schwarzen Rock, anzulegen.

Bei der großen Aufstellung, die der Amtmann Hagemann selbst leitete, erschienen alle Bauern, wie befohlen, im Sonntagsstaat, nur die Ronneberger nicht, sie hatten sich ausnahmslos ganz neue weiße Röcke anfertigen lassen. Der Herr Amtmann war außer sich, er wollte diese Ungehorsamen am liebsten von der festlichen Aufstellung ausschließen, was die Ronneberger sich aber nicht gefallen ließen, die dabei beharrten, daß sie kommen könnten, wie es ihnen beliebte. Zornig wies der Amtmann sie schließlich auf den linken Flügel.

Als der König angesprengt kam, ließ er den Amtmann Hagemann kaum zu Worte kommen, und indem er rasch grüßend an den Schwarzgekleideten vorbeiritt, rief er hocherfreut: „Das ist alles nichts, da auf dem linken Flügel sehe ich meine echten Kalenberger.“ Bei diesen hielt sich der König lange auf und unterhielt sich aufs huldvollste mit ihnen.

Die Ronneberger waren natürlich mit diesem Ausgang sehr zufrieden. Sie hatten am meisten Freude und Ehre gehabt und nebenbei ihrem Amtmann einen Schabernack gespielt.

Als der König einst den Harz besuchte, bereitete man sich in der Bergstadt Grund darauf vor, ihn festlich zu empfangen. Vorsteher, sagten die Leute, wir müssen auch ne Ehrenpforte bauen. Ja, sagte der, das müssen wir. Und, sagte ein anderer, Vorsteher, wir müssen auch ne Inschrift an die Ehrenpforte machen. Ja, sagte der Vorsteher, so ists recht, daß muß geschehen. Jetzt gings alsbald los. Die Ehrenpforte ward erbaut und prangte im schönsten Laub- und Flaggenschmuck. Und vorn an der Ehrenpforte stand die Inschrift: „Willkommen."

An der anderen, der Stadt zugekehrten Seite stand geschrieben: „Hoch lebe der König und sein Haus!"

Am Abend vor der Ankunft des Königs sammelte sich alles Volk um die Ehrenpforte, um die Herrlichkeit anzustaunen. Auf einmal erhob einer von denen, die zuvor das Wort geführt hatten, seine Stimme und rief: „Vorsteher, was ist das? Der König und sein Haus? Der König hat kein Haus, der hat ein Schloß. Das muß geändert werden, es muß heißen: „Hoch lebe der König und sein Schloß!"

Dem Vorsteher ging das zwar gegen die Haare. Aber er konnte nichts machen; die Gewalt der Volksüberzeugung war gegen ihn. Und so prangte

denn die gewählte Inschrift am andern Morgen an der Ehrenpforte.

Der König kam. Als er das ihm auch entgegengerufene „Willkommen" mit freundlichem Lächeln gelesen und einige Dankesworte geäußert hatte, fuhr er durch die Pforte. Dort rief man ihm entgegen: „Hoch lebe der König und sein Schloß", was den alten Herrn in einiges Erstaunen versetzte. Als er nun aber diese Worte auch auf der Ehrenpforte erblickte, da fragte er nach dem Zusammenhang. Er lachte von Herzen, dann aber sagte er: „Man muß den guten Willen anerkennen. Rauhe Schale, fester Kern, so hab' ich die Harzer gern!"

Als der König Ernst August im Jahre 1841 bei Walsrode manövrieren ließ, regte sich auch bei den Holliger Bauern die Neugierde, und als nun beim Badenhop eine große Parade stattfinden sollte, da sagte der alte „Hans Bauer" zu einigen seiner Freunde: „Deubel hal, da möt wie hen, dat is nich anners, aber Staat möt wie maken, as sik dat vör us Buern gehört." Und die anderen stimmten zu, und Hans Bauer machte alles fertig. Er bestellte in Walsrode eine große feine Kutsche, dann brachte er vier stattliche schwarze Pferde zusammen und damit ging die Reise los. „Den Dönner nich noch mal, wat wüllt de Kerls kieken", sagte Hans Bauer, und er hatte recht, denn, als sie so nach dem Badenhope zufuhren mit vier Pferden und einem schmucken Postillon im Sattel, da glaubten die Zuschauer, der König sitze drin,

schwenkten die Hüte, riefen Hurra! und liefen neben dem Wagen her.

Hans Bauer war außer sich vor Vergnügen. „Jungens", sagte er, „heff ik ju dat nich seggt, ne, dat is en bannigen Spaß, de Kerls möt doch weten, wat so'n Holliger Buer kann."

Aber es wurde noch besser. Denn als sie so im schlanken Trabe weiter fuhren, der Kolonne zu, und die Offiziere hörten das Hurrarufen, da glaubten sie auch, es sei der König. Der ganze Generalstab setzte sich in Bewegung, dem Wagen entgegen. Und als sie denselben erreicht hatten, machten sie Honneur, schwenkten herum und gaben der Kutsche das Geleite.

Wer beschreibt aber das namenlose Erstaunen dieser glänzenden Suite, als nun der Wagen hielt, und die drei Bauern kamen herausgepurzelt, und Hans Bauer machte vor der Generalität en gravitätischen Knix, nahm den Hut ab und sagte: „Nehmen Se't nich öbel, mine Herrens, et was dankenswert, wat se us vor Ehre andahn hebbt, aber dütmal wören et man blos dre Holliger Buern." Ein wieherndes Gelächter folgte der Rede, und der General en chef, der gerade das Gewehr wollte präsentieren lassen, als er seinen Irrtum noch früh genug entdeckte, wollte sich totlachen, als Hans Bauer nun einen Priemken (ein Stück Kautaback) in den Mund schob und dann hinzufügte: „Nix vör ungud, Herr General, aber dat Präsenteeren laten Se man wäsen, wi hebbt so all Vergnögen nog hatt, so mal in de Kutschten to fören. Et kost't woll en paar Gröschen, aber et geit 'er ok vör. Wäsen Se välmals bedankt."

In diesem Augenblick kam der König. Er bemerkte die Verwirrung, fragte nach der Ursache, und über sein Gesicht fuhr es wie Wetterleuchten. „Ich freue mich", sagte er, „daß ich in meinem Lande Bauern habe, die vierspännig in der Kutsche fahren können und das tun, um ihren König zu sehen." Dabei grüßte er die Bauern und fort ging es.

Hans Bauer aber hat, so lange er lebte, mit Vergnügen an diese Reise gedacht und wenn er davon erzählte, sagte er zum Schlusse gewöhnlich: „Nu denkt ju mal, Kinners, wenn se nu gar noch vor us präsentert herren, un all de Musik un Trummeln un Kanonen wären los gan, ik glöwe, wi wären reineweg kaput gan vör Vergnögen."

König Ernst August von Hannover hatte in vorgerückteren Lebensjahren die Gewohnheit, abends ein Spielchen zu zweien zu machen, zu dem meistens einer der Herren vom Dienst herangezogen wurde. Eines Abends war aus besonderer Veranlassung keiner der Herren zu haben, und der König war um einen Mitspieler in Verlegenheit. Da er nur ungern auf die liebgewordene Zerstreuung verzichtete, schlug man ihm vor, das anwesende Hoffräulein v. X., das eine tüchtige Spielerin sei, zuzuziehen. Fräulein v. X. glaubte ein Bedenken nicht verfehlen zu dürfen: sie fürchte, Seine Majestät seien gewohnt, höher zu spielen, als die eigenen Verhältnisse ihr dies gestatteten.

„Um was pflegen sie zu spielen?" fragte der König in ermunterndem Tone.

„Wenn wir zu Hause Karten spielen, Ew. Majestät, so spielen wir eben um Pfennige."

„Nun gut, dann spielen wir also auch um Pfennige."

Der König merkte sehr bald, daß er eine gewandte Gegnerin hatte. Als abgerechnet wurde, hatte er eine Schuld von etwa 10 Pfennig zu begleichen. Lachend sagte er: „Ich muß gestehen, daß ich so viele Pfennige augenblicklich nicht in meinem Vermögen habe. Seien Sie aber versichert, ich weiß mich in Ihrer Schuld.

Fräulein v. X. bemerkte wohl das absonderliche Lächeln des alten Königs, indes nach einiger Zeit hatte sie Spiel und Pfennige so ziemlich vergessen. Da erschien eines Tages in ihrer Wohnung ein Herr vom Hofe und überreichte ihr mit einem Billet des Königs eine zierliche Kasette mit den geschuldeten Pfennigen in blitzblanker hannoverscher Prägung. Der König hatte sie eigens in der Münze herstellen lassen, aber nicht aus Kupfer, sondern aus — Gold!

Die Pfennige König Ernst Augusts werden noch heute als kostbarer Familienschatz aufbewahrt.

Der König Ernst August war anders geartet, als die gewöhnlichen Menschen, anders auch als Fürsten in der Regel zu sein pflegen. Man kann mit recht sagen, daß er aus sich selbst so emporgewachsen war, und daß sein ganzes Wesen dem niedersächsischen Stamme entsprach, aus dem er hervorgegangen.

Ein Schriftsteller sagt von ihm: Der König Ernst August hat den Vorzug vor fast allen hochgestellten

Fürsten und Herren, daß man keine seiner menschlich schwachen Seiten zu verbergen braucht, denn er selbst hat sich diese Mühe niemals gegeben, sondern sich im Leben immer so dahin gestellt, wie er war; und wenn er mit einer spitzen Ecke oder scharfen Kante seines Wesens gelegentlich manchen Personen ein Ärgernis war, so hat er gerade diese Ecke oder Kante um so geflissentlicher in den Vordergrund geschoben, damit jeder, dem sie nicht gefiel, sich desto gewisser daran stoßen möchte. Er war ein Charakter im vollen Sinne des Wortes, eine abgerundete, in sich geschlossene, volle Persönlichkeit, ein einsichtsvoller Regent, ein tapferer bis zur Verwegenheit mutiger Soldat, ein beharrlicher Verfolger eingeschlagener Bahnen, der das nunquam retrorsum (niemals rückwärts), das suscipere et finire (anfangen und vollenden) nicht umsonst auf seine Fahne schrieb und mehr als einmal den welfischen Wahlspruch Nec aspera terrent (Schwierigkeiten schrecken nicht) in seinem Leben im im großen und kleinen tatsächlich bewiesen hat. Niemals hat er einer Coterie (Klatschgesellschaft) einen ungebührlichen Einfluß gestattet, alle Personen des Staates und Hofes in angemessener Entfernung gehalten und sehr wohl gewußt, was ihm jede Person wert war. Dagegen war der in anderen Verhältnissen oft so rauhe und unbekümmert rücksichtslose Herr gegen seine Gemahlin der aufmerksamste Gatte, forderte für sie die weitgehendste Rücksicht, hielt ihr Andenken in höchsten Ehren und hatte seinem Leib-Kammerdiener befohlen, ihm im Sarge das goldene Medaillon mit dem Bildnis der Königin unter dem

Dolman auf das Herz zu legen, während er in seinem Testamente den Wunsch aussprach, daß die Zimmer der Königin unberührt bleiben möchten. Der König hat Volksgunst nie gesucht, und doch ward sie ihm, vielleicht eben darum, so reich zu teil, wie selten einem Fürsten geschehen. Seine unparteiische Geradheit, seine mannhafte Festigkeit, seine einsichtsvolle Lebensklugheit, seine großen Herrschertalente, sein wahrhaft königlicher Sinn mußten diese Wirkung haben.

Seine Zähigkeit war sprichwörtlich geworden; er ließ nicht wieder los, was er einmal gefaßt hatte. Seine Aussprüche waren kurz und knapp, nicht selten derb, wie wir Niedersachsen gern sind. Die verschiedenen Scheltworte und derben Ausdrücke, an denen unsere plattdeutsche Sprache reich ist, waren ihm ansprechend und machten durch englische Satzbildung und Wortverkehrung oft einen unendlich komischen Eindruck, der aber nie die Ehrerbietung zu verletzen vermochte, die jeder, der ihm nahe trat, unwillkürlich vor der ehrfurchterregenden Persönlichkeit des Königs empfand.

Sein „Hundschwein“ statt „Schweinhund“ ist noch in jedermanns Munde. Seine vornehmen und feinen Manieren verwischten dabei, was sonst darin anstößig gewesen sein möchte. Er liebte sehr den Scherz, und es war ihm eine Freude, wenn er einen solchen in richtiger Weise anbringen konnte. Den Oberhofmarschall von Malortie, der sein Leben beschrieben hat, neckte er oft, indem er in großer Gesellschaft den Nachbaren lachend zurief: „Der wartet nur auf

meinen Tod, um, bei seiner Freude, Bücher herauszugeben, mein Leben zu beschreiben; aber," fügte er sarkastisch hinzu, „machen Sie es nur nicht zu schlimm mit mir." Den Minister Stüve schätzte er, nach näherer Bekanntschaft, hoch. Er sagte oft bei Tafel, so daß Stüve es hören konnte: „Die Stüve muß heiraten, ich muß kleine Stüven haben." — Das Konsistorium war ihm nicht sympatisch, und einst, als er mit demselben irgendwie in Konflikt war, sagte er: „Die Konsistorium ist eine schlechte Gesellschaft." Aber dessenungeachtet lud er den Konsistorialdirektor Jochmus doch mehrfach zur Tafel, und da kam es vor, daß der König, dem der Titel „Konsistorialdirektor" zu lang oder in Vergessenheit geraten war, ärgerlich über die zu große Bescheidenheit des Herrn, ihm über die Tafel zurief: „Konsistorium, friß, es schmeckt gut."

Der König hatte, zumal in früheren Jahren, eine erklärliche Vorliebe für Militärpersonen. Er meinte, Ordnung und Präzision könne nur durch militärische Erziehung erlangt werden. Als ihm der Herzog von Cambridge zur Leitung seiner Angelegenheiten einen Zivilbeamten empfahl, antwortete er: „Bleib mir vom Leibe mit einem Zivilisten; ich muß einen Militär haben." Später änderte sich das wohl, aber eine gewisse Vorliebe blieb doch. Er hatte etwas von der Blücherschen Art an sich, und seine Freude am Husarensäbel ist immer groß gewesen.

Als der bejahrte Schloßküster Deichmann verstorben war, und der betreffende Minister dies dem Könige bei Tisch erzählte, fragte der König: „Wen werden

Sie mir für die Stelle wieder vorschlagen?“ Der Minister wollte zunächst das Gutachten der geistlichen Behörde einziehen, da die Stelle einer zum Clerus minor gehörenden Person zu erteilen sein würde. Aber der König erwiderte sarkastisch, er sehe das durchaus nicht ein und werde die Sache gleich selbst abmachen, indem er die Stelle einem Musikus seiner Garde du corps zugedacht habe. Der Minister war ganz entsetzt über diese Antwort, aber am anderen Tage ward ein Trompeter des gedachten Regiments zum Schloßküster ernannt. Der Mann war aber auf dem Schullehrerseminar gebildet, der König wußte das und hat den Minister also nur in Verlegenheit setzen wollen.

Seine Gerechtigkeitsliebe war außerordentlich, doch war es nach des Königs Art und Weise nicht zu verwundern, wenn sie sich hier und dort einmal in ganz besonderer Form äußerte.

Der König las einst in der Zeitung, daß ein Postmeister zu Celle, ein würdiger alter Mann, den der König kannte, sein Jubiläum gefeiert habe, und daß ihm vom Finanzminister 50 Louisdor dazu verehrt seien. Der König hielt das für unpassend, war auch verwundert, daß dies ohne seine Genehmigung abgemacht war und fragte den Minister nach dem Sachverhalt. Der entschuldigte sich damit, daß man den Gegenstand für zu unbedeutend gehalten habe, um Sr. Majestät dieserhalb Bericht zu erstatten. Da kam er indes schlecht weg. Der König antwortete: „Für den treuen Diener ist es nicht unbedeutend, seinem Könige 50 Jahre redlich gedient zu haben, ich will

dem Manne zeigen, daß sein König Wert darauf legt und werde ihm heute noch das Ritterkreuz des Guelphenordens senden." Der König ließ das sofort ausführen, und anderen Tages kam der erfreute Postmeister, um seinen Dank auszusprechen. Er ward zur Tafel gezogen, und auch der Minister mußte dem Diner beiwohnen und dem Postmeister gegenüber sitzen.

Der Zollaufseher und Torschreiber Friedrich Schmidt in Walsrode, von Profession eigentlich Schneider, früher Husar im dritten Hannoverschen Husaren-Regimente, war eine originelle Persönlichkeit. Wenn er in militärischer Haltung durch die Straßen schritt, die eine Hand in der hinteren Rocktasche und deshalb etwas nach hinten geneigt, so erregte sein besonderer Gang unbedingt Aufsehen. Er erhielt davon auch den Beinamen „Butterstock". Bei Verleihung der Guelphen-Medaille, womit eine kleine Jahrespension verbunden war, hatte man ihn übergangen, und alle seine Reklamationen halfen nichts, obschon er nachgewiesen, daß er an der Schlacht bei der Göhrde teilgenommen und sich tapfer bewiesen hatte. Es war irgend etwas in der Sache versehen und es blieb, wie es einmal war.

Als der König Ernst August nun ins Land kam und die Medaille von 1813 stiftete, erhielt Schmidt solche auch zugestellt. Nunmehr erneuerte er seine Reklamationen, und zwar zunächst persönlich bei den Mitgliedern der Ordenskanzlei. Indessen schickte man ihn, wie er sich ausdrückte, „von Oldekop nach Niemeyer und von Niemeyer nach Oldekopen", ohne daß er irgend eine Möglichkeit sah, Erfolg zu erlangen.

Er entschloß sich daher kurz und gut und bat, nachdem er sich nach seiner besten Erinnerung eine Uniform nach dem Muster von 1813 zurecht geschneidert und dergestalt geschickt gemacht hatte, vor seinem Könige zu erscheinen, um eine Audienz. Dieselbe ward ihm huldreichst bewilligt, und er erhielt Anweisung, sich an einem bestimmten Tage in Monbrillant einzufinden, wo damals der König wohnte. Dort empfing ihn ein General in großer Uniform, wie er meinte, (es war jedoch ein Lakai, wie sich später herausstellte) und wies ihm auf sein Begehren ein Zimmer zum Umziehen an. Als der nun aber die seltsame Uniform aus dem Reisebündel hervorkommen und zugleich die sonderbaren Manieren des Mannes sah, rief er schleunigst alle seine Kameraden zusammen und sie bildeten Spalier, als der seltsame alte Husar sich nach dem Schlosse in Bewegung setzte.

Entzückt und ermutigt durch diesen ehrenvollen Empfang der vermeintlichen Generäle und durch die freundlichen Gesichter, die ihm Beifall lächelten, kam der Mann nun ins Schloß, kühn, herausfordernd, ein echter Husar, „halb Deubel, halb Satan", wie er selber oft sagte.

Potztausend, wie reckte sich das Männlein nun aber empor, als nach einigem Warten im Vorzimmer plötzlich der Flügel-Adjutant erschien und ihn vor den König führte mit den Worten: „Vormaliger Königlicher Zollaufseher, jetziger Torschreiber, Friedrich Schmidt aus Walsrode." „Ah", sagte der König und sah sich die wunderbare Figur vergnügt an: — „ah, is ja en Husar, en alter Husar. — Was is denn das

vor 'ne Uniform?" — „Drittes Husaren-Regiment von 1813, Majestät, von der Schlacht bei der Göhrde", war die Antwort. — „Wo hat er die Uniform her?" fragte der König. „Hab ich selbst gemacht, Majestät." — „Ah, is en Schneider, en Schneider un Husar von 1813, ha, ha, was will er denn?" „Majestät, ich bin ungerecht übergangen bei Erteilung der Guelphen-Medaille, habe stets reklamiert, habe sie aber nicht erhalten, doch hab ich in der Schlacht ein Karree gesprengt." „Den Teufel auch", sagte der König, „das is stark, ein Schneider hats Karree gesprengt?" — „Ja, Majestät, das hab ich, das ist gewiß, habs den Herren auch bewiesen, ich war der erste im Karree, mein Pferd ging mit mir —" „Durch", lachte der König. „Nein, Majestät, es ging mit mir mit einem Satze über die Bajonette hinweg und die ganze Schwadron hinter mir durch. Darum bitte ich untertänigst, daß mir mein Recht auf die Medaille zugesprochen wird." — „Soll geschehen, Mann, soll die Medaille haben, wenns so ist", sagte der König. — „Majestät halten zu Gnaden", bemerkte Schmidt, „ich möchte sie gern gleich mit haben, das ist sichrer, es kommt sonst wieder auf die lange Bank." — „Hats höllisch eilig", lachte der König, der sich immer mehr amüsierte, „immer noch couragieux zum Durchgehen, wie Anno 13 beim Karree, hilft aber nix, muß erst die Papiere haben von der Ordenskanzlei." — „Majestät, denn krieg ich sie nich, die Kerls duhn was sie wollen und schicken einen immer von Oldekop nach Niemeyer und von Niemeyer nach Oldekopen, damit is nichts zu werden. Un denn — meine Frau is schon so un-

geduldig genug von wegen der vielen Kosten un Reisen, un wenn ich se nu diesmal nich mitbringe, wird se ganz rackerig."

„Ah, ha", lachte der König, „Husar un unterm Pantoffel, na sei er unbesorgt, er soll die Medaille haben und damit Punktum!"

Da trat er denn beruhigt ab, der alte Husar, und Freude war in seinem Hause, als er wenige Tage nach seiner Rückkehr das lang ersehnte Gut nun endlich empfing. — —

Einige hochstehende unverheiratete Herren in Hannover taten sich als die größten Gutschmecker hervor, gaben sich die ausgesuchtesten Diners und ließen dabei die feinsten Speisen und Getränke auftragen. Als der König, dem dies bekannt war, hörte, daß der Herr N. N. an dem betreffenden Tage in seinem Hause ein solches Diner geben würde, ließ er ihn, als die Küche schon fertig und der Tisch bereits gedeckt war, noch sofort zur Königlichen Tafel befehlen und ergötzte sich im stillen daran, daß nun die übrigen Herren das ausgesuchte Diner verzehrten, während der Gastgeber nichts davon bekam.

In Hannover stand auf der Reitschule früher die Inschrift: Bellona Centauris, d. i. die Kriegsgöttin den Reitern. Als aber der Herzog von Cumberland als König Ernst August den hannoverschen Thron bestieg und diese Inschrift erblickte, rief er: „Bah, fancy — fort damit — hinschreiben: Reithaus des vierten Kavallerie-Regiments." Und so geschah es.

Ernst August war bekanntlich nicht sehr liebenswürdig und hielt sich während des Sommers 1841 längere Zeit in Berlin auf. Als er abreiste, antwortete der König Friedrich Wilhelm IV., um die Parole des Tages gefragt, ganz trocken: „Oxford“ (Ochs fort).

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in einem hannoverschen Dorfe ein Mann, der wegen seiner Größe und Stärke mit Recht den Namen Herkules und wegen seiner Kunst, große Quantitäten Viktualien unbemerkt hinunterspazieren zu lassen, den Namen Bacchus verdiente. Einst hatte sein Knecht sich mit einem vierspännigen Fuder Weizen festgefahren. Schnell sprang Töffel — so wurde er damals allgemein genannt — vom Wagen, stemmte seinen breiten Rücken unter die Axe, und hurtig fuhr das Gespann weiter. Einst wollten beim Pflügen ihm die Pferde flüchtig werden; er aber zog die Leitschnur so fest an, daß der Zaum dem einen Pferde das Maul samt der Unter-Kinnlade wegriß, und das Pferd bald darnach krepierte. Als seine Tochter Polterabend feierte, hatte seine Frau auf ländliche Art einen feinen Schweinebraten hergerichtet. Die Gäste sammelten sich. Die Hausfrau ging in die Küche, um den Braten zu holen — da sitzt unser Töffel auf dem Herde und langt mit den Fingern den Braten aus dem Topfe. Wie erschrak die sorgsame Hausfrau, als sie sah, daß Töffel den Braten bis auf die Knochen verzehrt hatte, und die Gäste sich mit Wurst begnügen mußten.

Sie mußte schweigen; denn hielt sie eine Gardinenpredigt, so pfiff Töffel ein lustiges Liedlein, nahm sie wie ein kleines Kind auf die Arme und quälte und foppte sie so lange, bis sie von selbst zu räsonieren aufhörte. Solche und noch viele andere lustige Geschichten erzählen alte Leute an langen Winterabenden wohl, und der selige Töffel, dessen Nachkommen jetzt noch leben, muß oft genug den Stoff zum Lachen und zur Unterhaltung geben.

In einem nassen Jahre, als ihm das Korn nicht gut geraten war, hatten die Taxatoren, welche die Abgaben nach der Qualität und Quantität der Ernte feststellten, dem Töffel nach seiner Meinung zu viel Abgaben aufgebürdet und zudem beim Taxieren noch so viel niedergeritten. Er beschwerte sich beim Bürgermeister, ließ durch ihn in Hannover Beschwerden einreichen, aber alles war erfolglos. Eines guten Morgens nun mußte ihm seine Frau seinen langen grünen Sonntagskittel holen, er setzte seine schönste Zipfelmütze auf, steckte einige Würste, eine Ochsenkeule, Äpfel und was sonst zum Haushalte gehört, in einen groben Sack und trabte damit der Hauptstadt zu. Vor dem Tore auf einem Steinhaufen verzehrte er sein Frühstück, reinigte seine Schuhe, brachte seine Garderobe in schicklichen Zustand und stand eine Stunde später vor dem Residenzschlosse Königs Ernst August.

„Is de Könnig tu Hius," fragte er die neugierigen Lakaien. Sogleich meldete der diensthabende Adjutant dem Könige, daß ein Mann aus A. da sei, der ihn zu sprechen wünschte. „Schon der An-

blick des possierlichen Satyren wird Ew. Majestät gewiß viel Vergnügen machen," beteuerte der Adjutant und ging, um unsern Töffel herbeizuholen. Töffel war schon bis ins zweite Vorzimmer gedrungen. So oft ihn ein Bedienter hatte zurückhalten wollen, hatte Töffel laut räsoniert, weshalb sie ihn ruhig ziehen ließen. Eben, als der Adjutant ihn an die Tür schob, die zum Zimmer des Königs führte, bemerkte er, daß Töffel den Sack noch unter dem Arme und die Mütze noch auf dem Kopfe hatte. Er stellte Töffel vor, daß er den Sack doch hierlassen müsse und es schicklich sei, daß man, wenn man zum Könige gehe, die Mütze abnehme. „Teuf, du Lork," sagte Töffel, indem er die Tür des königlichen Kabinetts öffnete, „diu wut den Sack iutminsern. Ja, da sall dick de Hund wat flütjen," zog seine Zipfelmütze herab und fegte dem Adjutanten eins an die Ohren damit, daß derselbe entsetzt zurücksprang, um nur das Geräusch zu vermeiden. Töffel nahm die Mütze unter den Arm, den Sack auf die Schulter und trat ins Kabinett, vor dessen Tür Ernst August sich die letzte Scene angesehen hatte.

„Giuden Dag, olle Junge! noch munder?" sagte Töffel mit frostriger Stimme. Der König nickte und ließ, da er sich noch Interessantes von dem harmlosen Manne versprach, eine Flasche Wein bringen.

„Jck hew dick wat midde brogt for dine Fru — ick weit woll, dat man alles bruken kann." Töffel faßte den Sack an den untersten Zipfeln und schüttelte den Jnhalt, Äpfel, Würste, Butter, Fleisch usw. auf den Teppich. „Da — da haste wat — kann dine

Fru mal koken." — Der Bediente brachte den Wein und setzte ihn vor den König hin.

„Seo — dat is recht — deiste recht an — meck is de Mogen allwiel droige wurden. Ha — ick will dick seggen, Könnig, 't issen verfluchten Marsch von A. nach Hannouwer. Wenn diun'e moal moakest, denn nimm dick jeo wat mie, dat diu moal anlicken kannst."

Der König, der im Diwan saß, wies ihm einen Stuhl an. Töffel jedoch setzte sich zum Könige in den Diwan, und beide stießen auf langes Leben, Gesundheit und Wohlergehen an.

„Na, Könnig, wat moakeste denn?" Ernst August bedeutete ihm, daß noch alles gut sei, und ließ dann und wann plattdeutsche Wörter fallen, worüber sich Töffel jedesmal ergötzte, wenn der König sie doch nicht richtig aussprach.

„Wat moaket denn dine Fru?" fragte Töffel weiter. Eine erfreuliche Antwort folgte. Da trat der kleine Georg, der Kronprinz, ein.

„Sui, lütger Bengel, ick hew dick poar Appel midde brocht!" sagte Töffel und zog zwei schöne Äpfel aus der Tasche, die er dem erschrockenen Kronprinzen gab, der an solche derbe Scenen nicht gewöhnt war. Bald blickte der Kleine auf seinen königlichen Vater, bald auf den erschrecklichen Mann und bald auf die Äpfel, die er zitternd in den Händchen hielt.

„Na", sagte Töffel sarkastisch, „mine Kinner haget oaber anders herin." Eben in diesem Augenblicke trat die Königin herein.

„Köike moal", schrie Töffel mit Bewunderung, sprang auf und reichte ihr die Hand, eole Könnig,

haſt dick awer 'en ſchönt Mäeken iuteſocht — potz Deiwel — dat Lork kann wat vertrogen; mine Fru is en ganz Hexenperd; ick löwe, düſſe is taum wenigſtens etwas bäeter; wat hat dat Dings for Ogen in'n Koppe — ne — doa kummt mine Friu's üre Kalfsogen doch goar nich gigen. — Wue gefallt dick denn, Mäeken?"

Die Königin dankte für die zudringliche Teilnahme. Sie nahm Abſchied von ihm und verſchwand auf Wunſch ihres Gemahls.

„Ja — diu, wat ick dick ſeggen wolle — döine gröinen Jungens (die Taxatoren) ſind Dummelköppe, Rottſchnoabels — det ſeggen en man; ſe hevt mick t'vel awedrücket — ne dat gait nich; doa mot man jeu van Howe laupen. Hewe dacht, dat de Könnig woll mehr Grütte in'n lütjen Täine hat, all dat ganze Taxateuren-Komplott. Darume ſin ick eigentlich herekumen; diu moſt meck 'n betten affloaten."

Der König tröſtete ihn und verſprach ihm zugleich, dafür zu ſorgen, daß ihm Recht werde. Dann ſchied er, nachdem er den König eingeladen hatte, ihn einmal zu beſuchen, wenn er durchs Dorf mal kommen ſollte. Als Töffel im Dorfe wieder ankam, verſammelte ſich ſogleich eine Menge wißbegieriger Leute vor ſeinem Hauſe, welche gern hören wollte, daß Töffel ihr etwas von dem Könige erzählte. Töffel willfahrte und trat vor die Tür.

„Kinners", begann er, „ick will Jück wat ſeggen: Goat ruhig noa Hius — Jiu Könnig deit Jück nix ta Läige — hei is en gans giuter Burſſe." Damit drehte er ſich um, und die Leute ſperrten den Mund

auf, gingen aber bald auseinander, da sie weiter nichts hörten. Töffel tat von da an stolzer denn je, beobachtete ein unheimliches Stillschweigen über seinen Dialog und dachte sich hundertmal mehr, wenn die Leute auf ihn zeigten und sagten: der hat schon einmal mit dem Könige gesprochen! Noch jetzt erzählt man es, und die Anekdote erhielt noch mehr Lebensfähigkeit, als Ernst August wirklich nachher ins Dorf kam und den Töffel nach seinem Quartiere beschied.

Einer der glühendsten Verehrer des Königs war der alte Rentmeister Behrens in dem Flecken Barmstorf in der Grafschaft Diepholz. Behrens hatte in dem Regiment der Cambridge-Dragoner in Celle gedient, war als Wachtmeister abgegangen und hatte es nach langen Schreiberjahren zum Rentmeister gebracht. In diesem Amte tat er recht und schlecht seine Schuldigkeit, und in diesem Amte hoffte er auch als Königlicher Diener, wie man damals in Hannover die Beamten nannte, mit Ehren zu sterben.

Doch es kam ein neuer Landdrost auf, und diesem gefiel der alte Behrens durchaus nicht. Bei einer Revision fand er, daß der Rentmeister mit der Orthographie in bitterem Hader liege, und dazu nörgelte er über Pedanterie und unnütze Altertümelei. Das kränkte Herrn Behrens sehr, allein sein Kummer wurde noch größer, als er die dienstliche Nachricht erhielt, er solle an dem kommenden 1. Oktober mit der gesetzlichen Pension in den Ruhestand versetzt werden. Die Pension war freilich ganz gut, aber was

sollte er anfangen, wenn er nicht mehr ins Bureau gehen konnte? Und dann der Schimpf und die Schande vor allen Leuten: nein, das Herzeleid war zu groß, als daß Behrens es hätte tragen können. Doch in der tiefsten Not leuchtete ihm plötzlich ein Hoffnungsschimmer. In Hannover war ja der König, und dieser hatte einst als Herzog von Cumberland sein Regiment, die Cambridge-Dragoner, kommandiert.

Lang, lang war's freilich her, jedoch war es kaum möglich, daß der Oberst einen seiner Wachtmeister völlig vergessen konnte. Ja, warum hatte er daran nicht gleich gedacht? Schon am anderen Morgen saß der Rentmeister in der Postkutsche und glücklich kam er auch in Hannover an. Wie immer aber standen auch an diesem Tage die Tore des Schlosses jedem offen, der mit dem Könige zu sprechen hatte. Es dauerte auch nicht lange, und Behrens sah in das Gesicht seines königlichen Herrn.

Ja, er war es, der Herzog von Cumberland und Oberst der Cambridge-Dragoner, aber alt, sehr alt war er geworden. Auch Ernst August sah den Rentmeister prüfend an, und dann war es, als ob er in seiner Erinnerung suche und forsche. Und er forschte nicht vergebens, denn bald fragte er: „Bist du der Behrens vom Cambridge-Regiment?" „Zu Befehl, Majestät!" klang es zurück, und stramm und fest reckte sich die gebrechliche Gestalt empor. Da leuchtete es warm über des Königs Gesicht, und nun faßte Ernst August den Rentmeister an der Hand, und lächelnd sagte er: „Dann setze dich. Es freut mich, daß du einmal zu mir gekommen bist." Und

dann schwelgten die beiden alten Herren in ihren Kriegserinnerungen. „Behrens, das war ein böser Hieb, den dir der französische Kürassier über den Kopf gab. Aber man sieht ja keine Narbe mehr.“ „Doch, Majestät, ich habe nur die Haare darüber gelegt.“ Und Behrens strich das weiße Gebüsch auseinander, und nun sah man, wie eine tiefe, breite Rinne über den Schädel hinweg lief. Da hob Ernst August die Hand, und langsam glitten seine Finger über die Narbe hinweg. „Behrens, das ist ein breites, schönes Ehrenband. Aber weißt du, ich habe auch ein solches.“ „Majestät, bei Neerwinden wars.“ „Ja, da wars“, erwiderte Ernst August lebhaft, und in demselben Augenblicke neigte er das kahle Haupt, damit der alte Kriegskamerad sehe, was zu sehen war. Und Behrens sah; prüfend ließ auch er die Finger über die Schmarre gleiten, und bewundernd rief er aus: „Eine breite Narbe, eine schöne Narbe!“ Da lachte der König, und munter meinte er: „Es ist doch gut, wenn man einen althannoverschen Dickschädel hat.“

Aber da fiel ihm plötzlich etwas ein, und wieder lachte er: „Ich glaube, Behrens, du bist nicht hierher gekommen, damit wir beiden alten Soldaten einander auf den Köpfen herumkrabbeln.“ In der Tat, deswegen war Behrens nicht gekommen, und traurig antwortete er also: „Der Landdrost will mich absetzen.“ Betroffen schwieg der König einen Augenblick, dann aber fragte er milde: „Behrens, hast du was gemacht?“ „Nein, Majestät, aber der Landdrost meinte, ich wüßte nicht recht in der Orthographie Bescheid.“ Nun lachte

der König wieder: „In der Orthographie und in der Grammatik sieht's auch bei mir nicht besonders aus. Vielleicht würde der Landdrost mich ebenfalls absetzen, wenn er nur könnte. Doch laß mich das Schreiben lesen."

Und der König las, und als er gelesen hatte, nickte er. „Der Landdrost ist einer von den neuen. Ich mag die neuen nicht; denn so einer ist oftmals ein ganz schlechter Mensch. Aber die neuen haben viel gelernt, und solche Diener braucht der Staat. Behrens, das ist nun einmal so, dich aber soll man in Ruhe lassen."

Der König erhob sich, reichte Behrens nochmals die Hand und sagte sodann mit bewegter Stimme: „Fahre ruhig nach Hause. Mit dem Landdrost werde ich ein Wörtlein reden. Sehen wir uns nicht wieder, so treffen wir einander mit all den alten Cambridge-Dragonern bei der großen Armee."

Glücklich ging Behrens von dannen, als er aber auf der Post einen Fahrschein lösen wollte, wurde ihm eröffnet, es sei bereits auf königlichen Befehl ein Platz für ihn reserviert worden. Vierzehn Tage später erhielt er die ordentliche Mitteilung, daß seinem Verbleiben im Amte nichts im Wege stehe, und daß sein Gehalt von 800 auf 1000 Taler erhöht worden sei.

In den vierziger Jahren fragte der damalige König Ernst August von Hannover den Hamburger Senator Merk, warum denn Hamburg nicht in den Steuerverein trete? Der Senator erwiderte: „Ja,

sehen Eure Majestät, einige Leute lassen sich lieber rasieren, andere rasieren sich lieber selber."

König Georg V. von Hannover,

geb. 27. Mai 1819 zu Berlin, gest. 12. Juni 1878 zu Paris, Sohn des Königs Ernst August von Hannover, am 18. Februar 1843 vermählt mit Marie, Prinzessin von Sachsen-Altenburg.

König Georg V. von Hannover war im Winter 1863 zur Einweihung der Godehardikirche nach Hildesheim gekommen. Beim Landdrost Wermuth fand großer Empfang statt. Während die übrigen Herren sämtlich in der gewöhnlichen Beamtenuniform waren (die jüngeren hatten sich von Bekannten die einzelnen Stücke zusammengeliehen), erschien der „schöne Uslar," wie der Regierungsrat Freiherr Hans von Uslar-Gleichen gewöhnlich kurzweg genannt wurde, in einer fremdartigen Uniform. Der Landdrost Wermuth hatte ihn gebeten, ihm bei der Anordnung der Vorstellung behülflich zu sein, und so kam er denn in das Zimmer, in welchem die Mitglieder des Obergerichts saßen, und sagte so etwas von oben herab: „Die Herren von der Justiz bitte ich, sich jetzt an der geöffneten Tür des Saales parat zu halten, Sie können jeden Augenblick daran kommen." Eben waren die Herren in die offene Tür getreten, als gerade Herr von Uslar selbst vorgestellt wurde.

Der König, bekannt durch sein enormes Gedächtnis, wußte sonst stets genau alle Antezedenzien des Vorzustellenden. Hier aber entstand eine peinliche Pause. Endlich sagte der König nachlässig: „Von Uslar-

Gleichen? So . . . Sie sind jetzt hier Regierungsrat? Wo waren Sie denn früher? Herr von Uslar gab Auskunft. Der König tat weitere Fragen. Auf einmal lachte er laut auf: „Haha, ach so, jetzt weiß ich Bescheid. Sie sind der Uslar, der die berühmte Mission nach Braunschweig hatte.“ Darauf tat der König, als könne er sich vor Lachen nicht helfen, und sagte endlich: „So, deshalb haben Sie auch Ihre Diplomatenuniform vorgekriegt. Herrlich!“ Nun lachte er wieder ganz laut, Uslar wurde ganz blaß, und ein älterer Kollege bot Uslar den Arm und führte ihn ins Nebenzimmer.

Die Sache verhielt sich so: Herr von Uslar war vor längeren Jahren nach Braunschweig in einer diplomatischen Mission geschickt, wozu er sich die Uniform hatte machen lassen. Unglücklicherweise machte er in Braunschweig einer Tänzerin den Hof, die in einem vertrauten Verhältnisse zum Herzog Wilhelm von Braunschweig stand. Das nahm der Herzog sehr übel, und Herr von Uslar wurde schleunigst abberufen. Den König hatte sehr geärgert, daß er beim Empfange die Diplomatenuniform angezogen hatte. Auffälligkeiten in der Kleidung mußten dem blinden Könige stets gemeldet werden. Bei dieser selben Gelegenheit sagte der König zum Freiherrn v. G., als dieser vorgestellt wurde: „Heute haben Sie ja ein vorschriftsmäßiges Beinkleid an.“ Freiherr von G. war ein Jahr vorher in Northeim als Beamter zum Empfange des Königs an die Bahn geeilt und hatte ein gewöhnliches schwarzes Beinkleid anbehalten.

„Im Jahre 1862, so schreibt Karl Schultes in der „Gegenwart," wurde in Braunschweig zum Geburtstage des Herzogs Wilhelm ein Schauspiel von Franz Nissel, „Heinrich der Löwe," zum ersten Male gegeben. Der Herzog, der sonst seine Geburtstage fern von Braunschweig, meist in Blankenburg, zuzubringen pflegte, da er seit 1848 einen Haß auf die Stadt hatte, mußte dieses Mal wohl zu Hause bleiben, da sich König Georg zum höchst seltenen Besuche angemeldet hatte. Der Tiroler Hüne Anton Feltscher spielte den „Löwen," und ich war sein vertrauter Freund Georg Truchseß, der gleichsam den treuen Eckart im Stücke spielte. In der vorletzten Scene des Schauspiels fleht Truchseß den Heinrich an, er möge nicht vom Kaiser sich abwenden und unberechenbares Unglück auf sich und sein ganzes Haus heraufbeschwören. Heinrich weist den treuen Freund von sich, und als dieser von seiner Bitte nicht abläßt und vor dem „Löwen" einen Kniefall tut, wird der Übermütige rasend und erschlägt den Freund mit seiner Streitaxt. „Kaum sank ich mit einem Todesschrei zu Boden, da sprang König Georg, der in der großen Proszeniumsloge des ersten Ranges auf der rechten Seite saß, mit dem lauten Ausruf in die Höhe: „Abscheulich, unwahr! Das hat nie ein Welfe getan, am wenigsten der Löwe!" und auf den Arm seines Adjutanten gestützt, stürmte er aus der Loge.

Das Publikum war bestürzt, und die Personen des ersten Ranges erhoben sich, um die Logen ebenfalls zu verlassen. Mit Not und Mühe wurde das Stück zu Ende gespielt.

Das Interessanteste kam aber noch nach. In aller Eile wurde auf Befehl des Königs Georg die Totschlagscene gestrichen, Feltscher und ich bekamen ein paar andere Worte zu sprechen, die wie die Faust auf das Auge paßten; denn der Schluß des Stückes war nun widersinnig geworden. Wer „das Verbrechen auf Befehl" an dem Dichter beging, ist niemals bekannt geworden. Das Stück mußte aber am andern Abend wieder gegeben werden, und der König kam wieder ins Theater.

Als nun in der neuen Scene der Freundschafts-Redekampf zwischen dem „Löwen" und dem Truchseß kam, beugte sich der König über die Brüstung der Loge, und als Feltscher, statt mich totzuschlagen, mich mit Dankesworten an die Brust drückte, rief der König laut: „Bravo, bravo!" und gab selbst das Zeichen zum Applaus, der nun wie ein Orkan das Theater durchbrauste.

Herzog Wilhelm aber ließ das Stück nie wieder geben.

Es war im Mai des Jahres 1858, als eines Morgens der Almosenier des Königs, Herr Lübrecht, der die Aufgabe hatte, arme und notleidende Familien in ihren Wohnungen aufzusuchen und dem Könige darüber Bericht zu erstatten, in Herrenhausen erschien, um dem Könige zu melden, daß während des heftigen Gewitters, das des Nachts über Hannover und dessen Umgebung getobt hatte, das Haus des Hofbesitzers Borchers in Ricklingen abgebrannt sei. Der König, von Mitleid ergriffen, ließ sofort seinen Hofstaats-

kassierer Heuer kommen und sich von ihm eine Rolle mit 100 Louisdor einhändigen und gleichzeitig dem diensttuenden Flügeladjutanten Oberst v. Boddien mitteilen, daß er ihn auf einer Fußtour begleiten solle. Als Herr v. Boddien, der die weiten Spaziergänge fürchtete, erfuhr, daß der König nach Ricklingen zu gehen beabsichtige, erlaubte er sich zu bemerken, daß die Wege infolge des starken Regens sehr schwer zu passieren seien, und daß es besser sei, einen Wagen zu bestellen. Da erwiderte der König: „Mein lieber Oberst, das Unglück und die Armut darf man nicht in Karossen aufsuchen," nahm den Arm seines Adjutanten, und beide Herren gingen die Allee entlang durch die Stadt nach Ricklingen, wo sich der Landesvater durch einen Landmann nach der Brandstätte führen und sich durch den tiefbetrübten Hofbesitzer über die näheren Umstände des Unglücks berichten ließ. Nachdem der König demselben seine Teilnahme ausgesprochen hatte, händigte er dem überraschten Hofbesitzer die Rolle Gold ein. Unter innigsten Dankesworten des Abgebrannten und seiner Familie verließ der König das Dorf und nahm den Rückweg über den Lindener Berg, wo er sich und seinen Begleiter durch ein Glas Bier stärkte. Als der Wirt, Herr Bock, der durch den Besuch des hohen Gastes sehr beglückt war, um die Erlaubnis bat, das von demselben benutzte Glas „Königs-Krügel" nennen zu dürfen, erlaubte es ihm der König mit dem Bemerken, er werde für seine Wirtschaft einen silbernen Krug stiften, aus welchem er immer trinken wolle, wenn er dort einkehre. Nach etwa einstündigem Marsche

traf der König, über die Limmerbrücke gehend, in heiterster Stimmung in Herrenhausen ein und teilte seiner Familie seine Erlebnisse mit.

Avenarius, der Gärtner des Neustädter Friedhofes in Hannover, der anfangs der siebziger Jahre in Hildesheim starb, erzählt: Es war an einem trüben Dezembertage des Jahres 1862, als vor dem Tor des Friedhofes eine königliche Equipage hielt, welcher der König Georg V. am Arme des Kronprinzen Ernst August entstieg. Beide hohe Herren betraten, gefolgt von einem Leibjäger, der zwei Kränze trug, den Friedhof. Etwa in der Mitte desselben angekommen, rief der König laut: „Avenarius!" Ich eilte herbei. Der hohe Herr begrüßte mich huldvoll und sagte dann, er wünschte auf das Grab Heinrich Marschners, dessen Sterbetag heute zum erstenmale wiederkehre, sowie auf das einer langjährigen Dienerin seiner Mutter, der Königin Friederike, einer Miß Sara Lanforth, deren Geburtstag sei, einen Kranz zu legen, und bat, dorthin geführt zu werden. Nachdem der hohe Herr die Kränze niedergelegt und ein stilles Gebet verrichtet hatte, richtete er an mich die Bitte, ihn und den Kronprinzen durch die Gräberreihe zu führen, dann bei vielen derselben, die ihm im Leben nahe gestanden hatten, längere Zeit verweilend, um den Kronprinzen Erinnerungen und hervorragende Verdienste der darunter Schlafenden mitzuteilen, wobei auch ich wiederholt angeredet wurde.

Als der etwa zwei Stunden währende Rundgang, wobei ich Gelegenheit hatte, das eminente Gedächtnis

des Königs zu bewundern, beendet war, reichte mir der König die rechte Hand, während er die Linke wie segnend auf meinen Kopf legte, und sagte mir die unvergeßlichen Worte: „Mein lieber Avenarius! Ich danke ihnen herzlich für Ihre freundliche Führung. Ich bin sehr glücklich, die Gräber meiner treuen Beamten und Diener in Obhut und Pflege eines so gebildeten und pietätvollen Mannes zu wissen.“ Tief gerührt von der Gnade meines Königs, beschloß ich, zur Erinnerung an die eben beschriebene Scene auf der Stelle, wo dieselbe stattfand, eine Eiche zu pflanzen. Jahre sind seit jenem Tage in das Meer der Ewigkeit versunken, der junge schlanke Baum, der seinen Standort neben dem Grabe unsers unsterblichen Meisters und großen Ehrenbürgers Heinrich Marschner hat, hat sich nun zum kräftig üppig emporstrebenden Stamme entwickelt.

Es war an einem schönen Nachmittage im Monat Juli des Jahres 1865, erzählt jemand im „Deutsch-Hannoverschen Volks-Kalender“, als ich über Limmer und Badenstedt nach dem Bentherberge zueilte. Bald wölbten sich die dichten Kronen der schönen alten Buchen über meinem Haupte, und nach etwa 1½ stündigem Marsche erreichte ich „Erichsruh“, wo ich, wie immer, von Herrn Rehbock freundlich empfangen wurde und bald hinter der Kaffeekanne und dem Zuckerkuchen saß. Nachdem ich mich gestärkt und ausgeruht hatte, setzte ich meine Wanderung durch den Wald fort. Tief in Gedanken weiterschreitend, stand

ich plötzlich am westlichen Rande des Waldes. Vor mir lag vom Deister begrenzt das weite wogende Kornfeld, unterbrochen von zahlreichen blühenden Dörfern, von der Sonne noch im Scheiden vergoldet. Noch gebannt durch das prachtvolle Panorama, wurde meine Aufmerksamkeit durch Wagengerassel und Pferdegetrappel, in der Richtung nach Lenthe, dorthin gelenkt. An den leuchtenden roten Livreen der Kutscher und Lakaien erkannte ich königliche Equipagen. Meine Schritte beschleunigend, eilte ich dem nahen Dorfe Northen zu, wo ich gleichzeitig mit zwei sechsspännigen Wagen, begleitet von drei Reitern, zusammentraf. In dem ersten derselben hatte die Königin mit ihren beiden eben erblühten Töchtern, den Prinzessinnen Friederike und Mary, und der Prinzessin Louise von Schleswig-Holstein-Glücksburg, Schwester des Königs Christian von Dänemark, die in Herrenhausen bei der königlichen Familie zum Besuch war, Platz genommen. In dem zweiten, von sechs prachtvollen Grauschimmeln gezogenen Wagen saß König Georg V. und zwei Hofdamen und ein Flügeladjutant. In den drei die königliche Equipage begleitenden Reitern erkannte ich den Kronprinzen Ernst August und zwei Adjutanten. Als der erste Wagen die Stelle erreicht hatte, wo der Weg in der Nähe des Friedhofes sich nach dem Dorfe Everloh abzweigt, befahl die Königin dem Kutscher, Schritt zu fahren, um die schöne Aussicht ganz zu genießen. Ergriffen von der Pracht der Abendlandschaft, stimmte sie mit ihrer schönen Altstimme das Lied von Rücken „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön“ an, wobei ihr die Prinzessinnen

mit ihrem jugendfrischen Sopran sekundierten, während die Abendglocken mehrerer Dörfer erklangen. Noch in der Ferne hörte ich die jubelnden Stimmen der Prinzessinnen: „Nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn“ singen, während der König wiederholt „Bravo“ rief. Als ich den Rückweg nach Hannover antrat, bemerkte ich einen alten grauköpfigen Landmann, der gleich mir Zeuge dieser Episode gewesen war. — Als ich kürzlich, von Sehnsucht getrieben, den schönen Wald wieder aufsuchte, wurde ich, wie immer, vom alten, nun auch schon ergrauten Rehbock freundlich begrüßt. Derselbe teilte mir mit, daß die Bewohner des benachbarten Dorfes Northen in freudiger Erregung seien durch eine schöne Altardecke, welche die Herzogin von Cumberland ihrem kleinen Gotteshause geschenkt habe. Die Decke ist ein Prachtstück aus dem Atelier des Paramentenvereins im Henriettenstifte und zeigt auf weißem Grunde neben reichen Verzierungen in sechs Zentimeter hohen Buchstaben in roter Seide den Bibelspruch: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Der König liebte Norderney so sehr, daß er jedes Jahr die Monate Juli, August und September dort verlebte, und wenn Norderney nicht ein Raub der Nordsee geworden ist, so verdankt es dies hauptsächlich seinem hohen Gönner, dem König Georg V., der die hannoversche Regierung veranlaßte, Dämme und Buhnen aus mächtigen Granitquadern zu bauen. Die ersten acht Tage nach seiner Ankunft benutzte der König dazu, in Begleitung des Vogts den Jusulanern,

Raubtiere, zum Symbol haben; mein niedersächsisches Königreich führt auf seinem Schilde das weiße Pferd, das sich von den Früchten des Feldes nährt und kein Blut trinkt, und das doch gerüstet ist zum Kampf und die edlen Krieger in die Schlacht trägt. Das freie niedersächsische Pferd duldet nicht Zaum und Zügel; und weil der große Kaiser (Karl der Große) ihm seine freie Bewegung auf seinen grünen Wiesen nehmen wollte, färbten sich die Auen mit Blut — daher das weiße Zeichen im blutroten Felde. So sind sie heute noch, die treuen Niedersachsen. Gehorsam sind sie einem guten Wort, aber störrisch und grimmig und wild sich aufbäumend gegen Zwang durch Peitsche und Gebiß. Ich freue mich meines weißen Pferdes und meiner guten Niedersachsen."

Es war am 26. Mai des Jahres 1864 an einem herrlichen Frühlingsabend. Die Flügeltüren des zu ebener Erde belegenen Orangeriehauses im Schlosse zu Herrenhausen (bei Hannover) standen geöffnet und ließen den Duft der draußen in großen Kübeln aufgestellten blühenden Orangenbäume in den Saal dringen, in dem sich eine kleine Gesellschaft, die Gäste des erlauchten königlichen Paares, heiter plaudernd bewegte.

Das Diner war vorüber. Die Königin Marie saß, von ihren Damen und Kavalieren umgeben, auf einem der purpurnen Divans, welche die in Hellgold abgetönten Wände des Saales hier und da unterbrachen. Die übrige Gesellschaft, die Herren in orden-

besetztem Frack oder in glänzender Uniform, die Damen in reichen Schleppgewändern, standen in Gruppen beisammen, angeregt, wenn auch formvoll sich jenen genußreichen Stunden hingebend, wie sie der König Georg V. seinen Gästen durch eine Vereinigung von geistiger Anregung und ausgesuchten Tafelfreuden zu bereiten wußte.

Stattliche, gepuderte Lakaien in der kleidsamen rotgoldnen Livree, blausammetnen Kniehosen, weißen Strümpfen und leichten Lackschuhen gingen lautlos umher, Erfrischungen anbietend.

Der König schritt langsam am Arme der schönen Gräfin K . . . . durch den Saal. Er kam mit ihr an der offenen Flügeltür, die in den Park führte, vorüber. Der Leibarzt des Königs stand dort allein, in Gedanken versunken, und die schöne Frau warf ihm ein Scherzwort im Vorübergehen zu. Der Arzt antwortete, sich lächelnd verbeugend, und der König trat in seiner raschen Art auf ihn zu, den Arm seiner Führerin verbindlich lösend, die sich nun langsam entfernte, bis das gleichmäßige Rauschen der Seidenschleppe in dem Stimmengewirr der fernerstehenden Gesellschaft verklang.

„Amüsieren Sie sich heute abend nicht, lieber Doktor, daß Sie so abseits stehen und die Gesellschaft unserer schönen Frauen meiden?“ fragte der Monarch leutselig, indem er sich leicht auf den Angeredeten stützte. Ohne die ehrfurchtsvolle bejahende Antwort abzuwarten, fuhr der königliche Wirt fort: „Ich weiß nicht, wie es zugeht. Es sind doch heute abend dieselben Räume, wie immer, die gleichen Menschen, die

wir so oft hier in diesen Sälen versammelt haben, und doch ist es heute abend für mich ein anderer Genuß, ein schöneres Fest! Wovon kommt das? Ist es vielleicht der herrliche Gesang unserer Königin, die mir vorhin mit ihrer klangvollen Altstimme mein Lieblingslied so recht nach dem Herzen gesungen? „Du bist wie eine Blume" — nicht wahr, das ist doch nicht nur ein Liebeslied, wie geschaffen für einen solchen Abend, wo die ganze Natur im bräutlichen Schmuck prangt?"

Sie waren hinausgetreten in den mondbeschienenen Park, der wie ein Bild aus der Rokokozeit, nur lebendig geworden in seinen grünenden, steifgeschnittenen Hecken, mit seinen aus Sandstein gehauenen Standbildern und buntfarbigen Blumenbeeten vor ihnen lag. Von weitem sah man die Riesenfontäne ihren mächtigen Wasserstrahl in die Höhe senden gegen das monddurchglänzte Firmament hin. In der Nähe tönte das Rauschen und Plätschern kleinerer Springbrunnen durch die Nacht, die fast tageshelle, blumendurchduftete, farbenglühende Frühlingsnacht. Der König hatte seine lichtlosen Augen voll aufgeschlagen und ihre erloschenen Sterne wie sehnsüchtig in die Frühlingspracht hineingerichtet. Der junge Begleiter sah es mit tiefer Bewegung und sagte rasch ablenkend: „Wer, wie Ew. Majestät, eine solche Fülle von Liebe und Güte im Herzen trägt, hat wohl das Recht und die Gewißheit, stets schöne Feste zu feiern!"

„Ja, eine Fülle von Liebe trage ich in mir", sagte der König leise, „und ich wollte, ich könnte sie so recht betätigen. Ich wollte, ich könnte jeden einzelnen

meiner Hannoveraner so glücklich machen, wie ich es in diesem Augenblicke bin!" [Eigene Worte des Königs].

„Ein königlicher Wunsch, Majestät", sagte der Arzt. „Und doch — selbst die Fülle eines solchen Herzens würde nicht genügen, alle Unglücklichen im Königreiche zu trösten, wie die großen Schätze der Silberkammer Ew. Majestät nicht ausreichen würden, alles Leid Ihrer Untertanen zu mildern!"

„Und wenn dem so ist, wenn überall auch unserem besten Willen Schranken entgegenstehen", rief der König, und sein Gesicht trug in diesem Augenblick idealen Empfindens Ähnlichkeit mit seiner schönen Ahnfrau Maria Stuart, „so könnte ich doch wenigstens einen Menschen heute beglücken; wenigstens einen aus der großen Zahl der Unglücklichen an meine Brust ziehen und ihm helfen, wie ich mein ganzes geliebtes Volk erfreuen und ihm zum Glück verhelfen möchte! Sie kommen doch in Ihrer ärztlichen Tätigkeit an viele Stätten des Unglücks — haben Sie nicht in Ihrer Praxis einen besonders traurigen Fall, wo ich Jammer und Not lindern und augenblicklich in Glück verwandeln könnte?"

Nur einen Moment zögerte der Gefragte, dann erwiderte er rasch: „Zu Befehl, Ew. Majestät. Den letzten Besuch, ehe ich der huldvollen Einladung zu heute abend folgte, machte ich in einem Hinterhause der kleinen Packhofstraße, in einer dumpfigen, ungesunden Wohnung. Fast schämte ich mich meiner goldstrotzenden Uniform, als ich die elende Treppe hinaufstieg, um meine Kranke zu besuchen. Sie ist die Witwe eines Forstbeamten. Ihr Mann, von

Wilddieben angeschossen, mußte wegen Dienstuntauglichkeit seinen Abschied nehmen. Die Frau hat bessere Tage gesehen, eine gute Erziehung genossen. Sie hoffte hier in Hannover etwas Verdienst zu finden, für ihren Mann und ihre beiden kleinen Mädchen sorgen zu können. Allein des Mannes langes Kränkeln und endlicher Tod erschöpften die geringen Mittel, die zarten Kräfte der Frau. Sie arbeitete zwar rastlos weiter, aber dauernde Uberanstrengung, nagender Kummer, die feuchte Wohnung haben sie seit Monaten auf ein schmerzhaftes Krankenlager geworfen. Eine Lähmung beider Beine wird sich, wenn nicht rasch Abhilfe geschieht, auf den übrigen Körper erstrecken und sie binnen Jahresfrist zu einem hilflosen Krüppel machen, wenn sie bis dahin nicht mit ihren beiden kleinen Mädchen langsam verhungert ist. Vergeblich habe ich mich bemüht, für sie eine Unterstützung zu erlangen, um sie nach Bad Eilsen schicken zu können, welches bei solchen Leiden einzig wirksam helfen kann. Die Frau hat als Auswärtige kein Recht auf stadthannoversche Unterstützung, und so habe ich nicht viel mehr vermocht, als ihr das Almosen eines dürftigen Lebensunterhaltes zu verschaffen."

„Und die Frau würde bestimmt ganz gesunden, wenn sie eine Kur in Eilsen durchmachte?" fragte der König.

„Gewiß, Ew. Majestät. So weit überhaupt ein Mensch gewiß sagen kann, wage ich es in diesem Falle mit Sicherheit zu tun. Noch mehr: würde die Frau gesund, so könnte sie vermöge ihrer Kenntnisse

sich bald einiges verdienen, sich ihren Kindern erhalten, und die Demütigung einer Unterstützung, die sie niederdrückt, würde aufhören."

„Kommen Sie, Doktor," sagte der König. Er zog den Arzt mit sich fort, sein ganzes Gesicht glühte. Er durchschritt den Saal, trat in sein Privatkabinett und rief: „Chapmann!"

Der alte Diener erschien, öffnete dem Winke des Königs folgend eine Schublade des Schreibtisches. Der König entnahm einer Schatulle einige Geldscheine — „ist das genug?" fragte er, drei Hundertalerscheine hinhaltend.

„Zu viel, Majestät," wehrte der Arzt ab.

„Nicht doch, geben Sie der Frau zweihundert Taler für die Reise und mit der anderen Summe besorgen Sie in ihrer Abwesenheit eine freundliche Wohnung in der Nähe der Herrenhäuser Allee, damit die gute Luft zur Nachkur nicht fehle, und wir sie aus unserer Küche einige Monate speisen können. Verabreden Sie darüber das Nähere mit Malortie." Er schloß die Kassette und wandte sich zu seinem Begleiter. Ein Leuchten lag auf dessen Antlitz, und er hätte gern in diesem Augenblicke seine Knie vor dem königlichen Manne gebeugt, der jetzt in der Verklärung einer menschlich schönen Empfindung hoheitsvoll vor ihm stand. Aber er zog nur die Hand des Monarchen an seine Lippen. König Georg stand da, die glanzlosen Augen ins Weite gerichtet und manchmal mit den Lidern heftig zuckend, wie er es in der Erregung zu tun pflegte. Er sprach nicht, aber er war bewegt.

War er mit seinen Gedanken jetzt an dem Krankenlager jener Armen und sehnte er sich darnach, auf ihrem Gesicht den Ausdruck aufleuchtender Dankbarkeit und Freude sehen zu können, wie ihn sein Geschenk dort hervorrufen würde? Überkam ihn das Bewußtsein, daß er, ebenso wie von der Frühlingsherrlichkeit da draußen, auch von diesem Glücke ausgeschlossen war? Daß er die Freude, die er mit so warmem Herzen schaffen wollte, nicht schauen konnte, daß er sich in der Einsamkeit seiner undurchdringlichen Nacht mit den Lauten begnügen mußte, die das Ohr ihm zuführte? Er atmete schwer und fuhr dann langsam tastend mit der Hand über das Gesicht seines Begleiters. Er fühlte an den feuchten Wimpern, daß er in seinem innersten Empfinden verstanden sei, und ging schweigend, aber mit festen elastischen Schritten zur Gesellschaft zurück.

Der folgende Tag, der 27. Mai, war der Geburtstag des Königs. Von allen Häusern der Stadt wehten Fahnen im Sonnenschein. Alle Kaufläden hatten mit dem üblichen Gelb-weiß und Grün-weiß dekoriert, Büsten des Königs inmitten von Grün und Blumen aufgestellt oder auch die Wege vor den Häusern mit gelbem und weißem Sand streifenweis bestreut.

Der Leibarzt ging die Georgsstraße entlang, als die Mittagsglocke läutete und die Kinder aus den Schulen strömten. Auch die alte weinlaubbekränzte Töchterschule am Ägidientor öffnete ihre Tür und entließ ihre Schülerinnen ins Freie. Ein neunjähriges Mädchen löste sich von den Gefährtinnen und sprang auf den Arzt zu. „Papa, Papa", rief sie heiter,

„nimm mich mit und laß uns zur Parade gehen!“ „Ich habe keine Zeit, mein Liebling, aber“ — fügte er nach kurzer Überlegung hinzu — „willst du mit mir kommen, so will ich dir etwas noch viel Schöneres zeigen.“ Das Kind sah etwas ungläubig zu dem Vater auf, hing sich dann aber zärtlich an seinen Arm, und bald bogen die beiden von der blumen- und fahnengeschmückten Hauptstraße in die kleine Packhofstraße ein, die dumpf und kellerig sich in ihrer Enge vor ihnen auftat. Sie stiegen die Treppe des häßlichen Hinterhauses empor, dessen ungesunde Luft ihnen beklemmend entgegenschlug. Eine Tür öffnete sich, ein blasses Kindergesicht sah heraus, „Ach, lieber Herr Doktor, wie gut, daß Sie da sind! Mutter hat diese Nacht wieder solche Schmerzen gehabt und wieder so viel geweint!“ Er streichelte den sauberen Scheitel des ärmlich gekleideten Kindes und trat in den Raum ein, der Küche und Wohnzimmer zugleich bildete, und wo ein zweites Kind mit Schularbeiten beschäftigt war. Aus der offenstehenden Kammertür rief eine schwache Frauenstimme: „Ist der Herr Doktor da?“ Der Gerufene trat ein, ein frohes Lächeln glitt über das blasse, feine, ach, so abgehärmte Gesicht der Kranken. Der Arzt setzte sich zu ihr, fragte, untersuchte und sagte dann ernst: „Ja, liebe Frau Winkler, es gibt nur ein Mittel, Sie vor völliger Lähmung zu bewahren. Sie müssen eine bessere Wohnung nehmen, die Schwefelbäder in Eilsen gebrauchen — nur dann können Sie wieder gesund werden und sich ihren Kindern erhalten, aber auch nur dann!“

Ein Tränenstrom stürzte aus den Augen der armen Frau.

„Warum sagen Sie mir das immer wieder, Herr Doktor? Sie wissen doch, daß ich alles das nicht erreichen kann, daß ich mittellos und verlassen bin, daß ich ohne Ihre gütige Hilfe schon längst hätte verhungern müssen. Sie wissen dies alles, warum sprechen Sie wieder davon? Es geschehen doch keine Wunder mehr!"

„Doch", sagte der Arzt, und seine Stimme zitterte, und ein leuchtender Strahl fiel aus seinen sonst so kühl blickenden Doktoraugen. „Doch, Frau Winkler, es geschehen noch Wunder, und es kommen noch zuweilen Engel auf die Erde hernieder! Sehen Sie hier!" Er legte ihr zwei Hunderttalerscheine neben einander auf die Bettdecke. „Hier", sagte er sacht, „das schickt Ihnen unser König für eine Kur in Eilsen, und es reicht aus für Sie und Ihre beiden kleinen Mädchen, die Sie doch hier nicht allein lassen wollen. Und für den anderen Schein hier miete ich Ihnen, nachdem ich Sie in Eilsen installiert habe, eine Wohnung im schönen Georgengarten, in welchem Sie in wenig Wochen auf Ihren gesunden Füßen unter den grünen Bäumen spazieren gehen werden."

Einen Augenblick sah die Frau ihn an, ungläubig, verständnislos. Sie las in des Mannes bewegten Zügen, las, daß es Wahrheit, daß es Wirklichkeit war, und wie das Bewußtsein dieses überreichen Glückes in ihr aufdämmerte und immer deutlicher wurde, und sie in sekundenrascher Gedankenfolge ein neues, glückliches Leben vor sich aufgehen sah, da

faltete sie die Hände in überquellendem Jubel über ihre strömenden Augen und sagte: „Gott, wenn ich ihm doch jetzt dafür danken dürfte!“

Als sie aufblickte, war der Arzt und sein Kind verschwunden. Er hatte die Kleine in seine Arme genommen und war mit ihr die wackelige Treppe hinabgestiegen. Keiner von ihnen beiden hatte ein Wort gesprochen, und als eine Träne von des Vaters Wange auf das Gesicht des Kindes hinabfiel, hat das Kind sie nicht fortgewischt, sondern seine Arme nur fester um den Hals des Vaters geschlungen.

Dann ließ er es zur Erde niedergleiten, und sie traten wieder hinaus in den warmen Sonnenschein und hatten bald die fahnengeschmückte Hauptstraße wieder erreicht.

Eben fuhren die königlichen Equipagen mit ihren Vorreitern und den herrlichen weißgeborenen Pferden vorüber, um den König und sein Gefolge zur Parade zu fahren. Die Glocken läuteten, fern vom Waterlooplatze her tönten die Salutschüsse der Kanonen, und das herumstehende Volk rief jubelnd: Hurra!

Und über die festlich gestimmte Stadt, über Glockenklang und Kanonendonner, der die blaue Luft durchzitterte, hinweg, weit über die ganze im Sonnenschein liegende Frühlingswelt empor, empor zu Gott stieg das Dankgebet der armen Witwe — ja, es war ein königliches, ein schönes Fest.

Ernst August, Herzog von Cumberland,

Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, geb. 21. September 1845, Sohn des Königs Georg V. von Hannover, vermählt mit Prinzessin Thyra von Dänemark.

Als im Sommer 1856 der damals elfjährige Kronprinz Ernst August von Hannover in Walsrode war, hatte dem Könige eine an der Stadtfeldmark von den Landleuten aus Bienenkörben errichtete Ehrenpforte sein ganz besonderes Interesse erregt. Man faßte deshalb den Gedanken, dem Kronprinzen eine vollständige Imkerei zu seiner Belehrung zeigen zu lassen, und dazu ward die des erfahrenen, aber originellen Hauswirts Stelter in Fulda ausersehen. Dieser ließ denn auch dem Kronprinzen in seiner naiven und treuherzigen Weise eine ganz umfassende Belehrung zu teil werden.

„Seen Se, Herr Prinz", sagte er unter anderem, „de Immen sünt en Volk vör sick, benah as de Minschen. Dar sünnt wecke, de möt dat Arbeiden dohn, as wie Buern, un dar sünt ok wecke, de besorgt dat Fulenzen, as de Rieken. Un en Königin hewt se ok, de Wiese nennt wi dat. Wenn de jüm aber nich mehr gefallt, denn bietet se se dot un nemt sick en annere un denn mut de Imker uppassen, dat se ok en ordtliche kriegt."

Der Adjutant knüpfte hieran einige belehrende Bemerkungen über die Fürst und Volk verbindende Liebe, worauf der Kronprinz erwiederte: „Sie haben ganz recht, ich werde mich stets bestreben, die Liebe meines Volkes mir zu bewahren." Hierauf wandte er sich an den alten Imker, dessen Vortrag ihn sehr

beluſtigt hatte, mit der Bitte, ihm doch nun auch die Königin eines Staates zu zeigen. Dies geſchah auch ſofort. Der Alte zeigte ihren Platz an und ſagte: „Seen Se, Herr Prinz, dat hier is de Königin.“ — „Aber woran erkennt man denn die?“ fragte der Kronprinz. Ja, das war eine eigene Sache, die richtige Antwort darauf zu geben. Der Imker kratzte ſich hinter den Ohren, mußte aber mit der Sprache heraus, als der Kronprinz ſeine Frage wiederholte, und ſagte denn nun: „Dat will ick ſe ſeggen, Herr Prinz, mit Verlöw (Erlaubnis) to ſeggen, ſe hätt — en längeren A — as de annern.“

Während der Anweſenheit des Königs und des Kronprinzen in Walsrode im Jahre 1856 begegnete letzterem auf einem Spaziergange ein Kuhfuhrwerk, von einer Frau geführt. Der Kronprinz, dem das Geſpann als etwas ganz Neues ſehr gefiel, ſagte zu der Frau: „Laſſen Sie mich mal fahren.“ — „Och, Junge“, ſagte die Frau, die den Kronprinzen nicht kannte, „och, Junge, dat kannſt du jo nich.“ Der Kronprinz lachte, und der Adjutant ſagte: „Liebe Frau, es iſt der Kronprinz, tun Sie es nur.“ Da ließ ſie es natürlich gern geſchehen und erinnert ſich jetzt noch mit vielem Vergnügen daran, daß ihr Kronprinz einſt mit ihrem Geſpanne gefahren hat.

Eine alte, wohlhabende Dame in W., die ihrer patriotiſchen Hingebung an das angeſtammte Fürſtenhaus gern Ausdruck gab und deshalb ſelten verſäumte,

zu den Geburtsfesten der hohen Herrschaften einen Glückwunsch abzulassen, hatte bei dem Geburtstage Sr. Königl. Hoheit, des Kronprinzen Ernst August von Hannover, zu solchem Behuf eine Depesche abgesandt, welche die richtige Adresse und den Sr. Königl. Hoheit gebührenden vollen Titel enthielt, und worin sie sich selbst als eine getreue Anhängerin bezeichnete.

Diese Depesche wird in Berlin angehalten und der Absenderin mit der Weisung vorgelegt, die Adresse in „Prinz Ernst August" umzuändern. Die alte Dame hielt das für eine Unverschämtheit, ärgerte sich darüber und antwortete deshalb barsch: „Schreiben Sie, was Sie wollen, er bleibt doch was er is, da können Sie doch nichts an ändern."

Das Telegramm kam abermals zurück, und zwar ward nun das Ansinnen gestellt, das Prädikat „Getreue" wegzulassen. Die Dame erwiederte ebenso kurz und bündig als vorher: „So schreibt doch „Ungetreue", er weiß doch, was wir sind, und da könnt Ihr auch nichts an ändern."

Es war im Jahre 1860, als der jugendliche Ernst August, Kronprinz von Hannover, eine Beobachtungs- und Selbst-Instruktionsreise durch die südlichen Landesteile seinen angestammten Erbes machte. Bei den jetzt noch Lebenden aus jener Zeit ist sein damaliges, sehr gewinnendes freundliches Wesen, gepaart mit würdevollem Auftreten, in lebhafter Erinnerung geblieben.

Ein Jahr später beging die Gemeinde Geismar bei Göttingen die seltene Feier des Schützenhofes. Diese „Schützenhofe" sind charakteristische altherge-

brachte Nationalfeste jener Gegend. Sie kehren wohl nur alle Vierteljahrhundert in dieser Gemeinde wieder. Dann jedoch wird ein solider Glanz entfaltet, und weil ein Hauptmoment der Feier in Scheibenschießen mit Schützengewinnen besteht, so ist das Gepräge der Festlichkeit ein militärisches.

Geismar liegt eine halbe Stunde südöstlich von Göttingen inmitten sowohl durch die Natur, wie auch durch nie rastende Arbeitsamkeit und einsichtsvolle Bewirtschaftung stets wohl bestandener, ja üppiger Feldflur. Die Bewohner gelten für ungemein fleißig. Eine sprichwörtliche Redensart der Umgegend lautet: „De Geismerschen dröämet nich." Das heißt, die Leute in Geismar arbeiten täglich so angestrengt, daß ihnen infolgedessen im festen Nachtschlafe nicht einmal Träume ankommen. Die Ortschaft ist sehr wohlhabend.

Während der Vorbereitungen zum Schützenhof wurde mehrfach die Äußerung laut, wenn Se. Königliche Hoheit der Kronprinz ein Jahr später seine Inspektionsreise gemacht hätte, so würde die Gemeinde Geismar ihren vielgeliebten Königssohn gebeten haben, während des Festes in ihrer Mitte Verweilung zu nehmen. Weil sich dieser Wunsch nun gar öfters wieder vernehmen ließ, so nahm sich die Gemeindebehörde das Herz, beim Königlichen Hofmarschallamt in Hannover anzufragen, wie an höchster Stelle eine Einladung wohl aufgenommen werden würde. Und siehe da, vom Hofmarschallamt kam die erfreuliche Antwort zurück: Nicht allein Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, sondern auch Seine Majestät der König würden der Einladung Folge geben.

Mit großer Freude empfing groß und klein, Wohlhabende und minder Begüterte diese Nachricht, und man strengte sich nun doppelt an, die hohen Gäste würdevoll zu empfangen. So etwas hatte Geismar noch nie erlebt und die Hoffnung kaum gewagt, es zu erleben.

Es war am 27. Juni 1861. Der König kommt! jubelten alle sich Begegnenden einander zu, und abermals: Der König kommt!

Bis Göttingen war die stattlich berittene männliche Jugend entgegengeritten, um die Königlichen Wagen bis zum schön geschmückten und königlich ausgestatteten Königszelt auf dem im lauschigen Grün anmutiger Baumpartien gelegenen Festplatze zu geleiten.

Hier wurde von den Höchsten Herrschaften zunächst eine Ansprache des derzeitigen Pastors huldvoll entgegengenommen. Sodann erschien ein blühender Mädchenkreis und empfing freundliche Dankesworte für folgendes vorgetragene Gedicht:

Für den König bei seinem Besuche in Geismar
27. Juni 1861
im Namen der Jungfrauen.

Zu allem frohen Willkomm, allen Grüßen,
Die heute, teurer Herrscher, Dir zu Füßen
Ein jedes dankerfüllte Herz hier legt,
Woll'st Du nun auch voll gnäd'ger Huld empfahen
Die Jungfrau'n der Gemeinde, die Dir nahen
In Lieb' und Treue, die ihr Herz bewegt.

Wir fühlen tief, wie hoch Du uns geehret,
Da über unser Bitten Du gewähret
Und unser Fest aufs herrlichste uns zierst,
Da Du den teuren Prinzen, unsre Freude,
In königlicher Gnade zu uns führst!

Wir möchten gern es durch die Tat auch zeigen,
Daß wir in treuer Lieb' Dir sind zu eigen
Und unserm Königshaus für alle Zeit.
Doch ist dies nicht wie Männern uns beschieden
Zu tun mit öffentlicher Tat im Frieden —
Mit starkem Arm in Kampf, Gefahr und Streit.

So woll'n wir denn vereint zusammen treten
Und zu der Kön'ge König allzeit beten
Für Dich, des Vaterlandes Herrn und Hort!
Ein Heer von treuen Betern woll'n wir stehen,
Und Gott erhöret, wenn wir brünstig flehen:
„Herr, segne unsern König fort und fort!"

Vielen der Anwesenden wurden herablassende freundliche Worte zuteil. Dargebotene Erfrischungen wurden gern und mit sichtlichem Vergnügen angenommen. Die Tassen, woraus König und Kronprinz tranken, werden heute noch in pietätvollstem Angedenken aufbewahrt.

Es waren schöne und glückliche Stunden, die ein deutscher Fürst in geselligem Frohsinn mit seinem Volke verlebte. Mehr, wie dieser, war ja keiner der Fürsten Deutschlands auf das innigste und unauflösbarste mit seinem Volke verknüpft und verkettet.

Die Erinnerung an dieses glückliche Volksleben wird dem Herzog Ernst August geblieben sein, sowie andererseits die Erinnerung an die höchste Beehrung, die ihnen je zuteil wurde und werden konnte, bei allen, die es erlebt haben, unauslöschlich ist.

Die Stelle, wo das Königszelt stand, wo König und Kronprinz sich inmitten anhänglichster und treuester Untertanen befanden, schmückt ein Denkstein mit folgender Inschrift:

Zur
Erinnerung an den Besuch
Sr. Majestät des Königs
und
Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen
am 27. Juni 1861.
Von der Gemeinde Geismar gestiftet
am 18. Juni 1865,
dem 50. Gedächtnistage der Schlacht
von Waterloo.

Niedersächsische Schriften von Rudolf Eckart.

Geschichte der Burg und des Fleckens Adelebsen. Leipzig.

Geschichte der Burg und des Fleckens Salzderhelden. Leipzig.

Bilder und Skizzen aus der Geschichte von Nörten, Hardenberg und der umliegenden südhannoverschen Landschaft. Zweite, vermehrte Auflage. Hannover.

Südhannoversches Sagenbuch. Leipzig.

Niedersächsisches Dichterbuch. Leipzig.

Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Osterwieck a. H.

Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Zweite, vermehrte Auflage. Bremen.

Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Braunschweig.

Hannoverland in Liedern verherrlicht. Verden.

Wahlsprüche, Devisen und Sinnsprüche der Welfenfürsten. Hannover.

Die geistliche Dichtung in Hannover. Hermannsburg.

Gesangbuchsführer oder Liederkonkordanz zu dem evangelisch-lutherischen Gesangbuche der hannoverschen Landeskirche. Leer.

Aus dem alten Niedersachsen. Drei Bände. Bremen.

Niedersächsische Literaturkunde. Bremen.

Die welfischen Fürsten als Pfleger der Künste und Wissenschaften. Zweite, vermehrte Auflage.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

D
A 47-4

Eckart
AUTHOR
Welfen-Anekdoten
TITLE

DD
491
.H235
E2

DATE	ISSUED TO

Eckart

Welfen-Anekdoten

DD
491
.H235
E2